Psychoanalytische Bewegung

III. Jahrgang | Nov.-Dez. 1931 | Heft 6

Gold und Kapital

Psychoanalytische Bemerkungen

von

René Laforgue

Paris

In einer Arbeit über die Erotisierung der Angst und einer anderen über die der sozialen Beziehungen des Menschen[1] haben wir versucht, die soziale Entwicklung an Hand der Libidoorganisation des Menschen zu verstehen, und haben ausgeführt, daß dieselben Gesetzmäßigkeiten die Entwicklung des Ichs, des Orgasmus und der Zivilisation zu beherrschen scheinen. Wir haben an Hand von Beispielen zu zeigen versucht, wie die Ichentwicklung der primitiven Psyche — handle es sich nun um ein Kind oder um einen Primitiven — gehemmt ist, und wie bei beiden die freie Libido hauptsächlich in schmerzlichen oder angstauslösenden Funktionen gesättigt und abgeführt wird auf Kosten der Konstitution des Ichs und der sexuellen genitalen Komponenten der Libido. Wir haben mit Hilfe der Arbeiten Lévy-Brühls über die primitive Psyche die Rolle der sozialen und religiösen Einrichtungen des Primitiven zum Zwecke der Libidosättigung durch Leiden und

1) „Die Erotisierung der Angst", Almanach der Psychoanalyse 1931 — „Schuldgefühl und Nationalcharakter. Über die Erotisierung der sozialen Beziehungen des Menschen." Psychoanalytische Bewegung III (1931), Heft 5.

Angst zu verstehen gesucht, und wir haben uns zum Schluß dieser Arbeit gefragt, welche psychischen Bedingungen eine Loslösung der Massenlibido des Primitiven von seinen erotisierten sozialen Einrichtungen erlauben und ihn dazu bringen können, zu differenzierten, oder besser gesagt zu erwachseneren Organisationsformen vorzudringen.

In der vorliegenden Arbeit möchten wir vor allen Dingen die Rolle des Kapitals im Laufe dieser Entwicklung untersuchen, denn es ist uns wahrscheinlich, daß ein guter Teil der Gärungsprozesse, die diese Entwicklung fördern können, auf die affektive Rolle des Goldes und seine sozusagen katalytische Wirkung auf die menschliche Psyche zurückzuführen sind.

Wir sind damit auf dem Wege, die psychischen Beziehungen zwischen Kapital und Zivilisation zu untersuchen und so ein heute sehr aktuelles Problem der wissenschaftlichen Kontrolle zu unterstellen — wir meinen jener wissenschaftlichen Kontrolle, die uns auf Grund der durch die Psychoanalyse gelieferten Erfahrungen ermöglicht wird.

Unsere Ausführungen über die Erotisierung der Angst und der sozialen Beziehungen gingen von der Frage aus: Wie weit sind die sozialen Entwicklungen ebenso wie die religiösen Entwicklungen ihrem eigentlichen, bewußten Zwecke entzogen, und inwieweit dienen sie dem Bedürfnis der Libido, — der die Massen bildenden Individuen, — einerseits verängstigt, bestraft und gequält zu werden, andererseits zu verängstigen, zu strafen, zu quälen.

Wir möchten nun untersuchen, welche Rolle das Gold oder das Kapital in dieser Hinsicht spielen können — mit anderen Worten: Wir möchten verstehen, inwieweit Gold und Kapital ihrer Funktion als Tauschwerte entzogen und in den Dienst der Libidobefriedigung der Massen gestellt werden können, einerseits um zu drücken, zu erniedrigen und zu quälen, andererseits um gedrückt, erniedrigt und gequält zu werden.

Die Erkenntnis dieser Sachlage würde uns erlauben, einen wesentlichen wertbildenden Faktor der wissenschaftlichen Beurteilung zugänglich zu machen, und dürfte in gar mancher Hinsicht zur Ergänzung der sehr schematisch gefaßten Marxschen Werttheorie beitragen.

Inwieweit affektive Beziehungen die Funktion der Tauschwerte beeinflussen und bei der Wertbildung mitspielen, haben schon die Ver-

treter der Grenznutzentheorie klarzulegen versucht. Aber sie konnten wohl kaum in die Einzelheiten des Problems eindringen, denn schließlich scheint es in weitgehendem Maße ein Libidoproblem zu sein, dem man vielleicht nur mit psychoanalytischer Erfahrung näher kommen kann. Diese Erfahrung läßt es nicht als zufällig erscheinen, daß gewisse Worte in der Terminologie der Kapitalswirtschaft auftreten, die auch in der psychoanalytischen Terminologie eine Rolle spielen, und zwar affektive Vorgänge betreffend.

Ein derartiges Wort ist z. B. das Wort „Schuld", das ebensogut Geldschuld bedeutet wie Schuldbewußtsein, welch letzteres das jedem Psychoanalytiker bekannte Strafbedürfnis auslöst, während die Geldschuld im allgemeinen eine Schuldentilgung bedingt.

Wir vermuten also nun, daß Schuldentilgung und Strafe irgendwie affektiv miteinander verknotet sind, und dies ist umso augenscheinlicher, als die tägliche Erfahrung sehr oft zeigt, daß das Strafbedürfnis durch Bezahlen = Abtragen der Schuld oder Sühne neutralisiert werden kann.

Nun wissen wir, daß das Strafbedürfnis einer infantilen Libidokomponente entspricht, deren Befriedigung nur durch Strafe, Leid oder Sühne (Bezahlen) erreicht werden kann. (Siehe „Erotisierung der Angst" und „Schuldgefühl und Nationalcharakter".) Diese infantile Libidokomponente ist homosexueller sado-masochistischer Natur, und ihre Befriedigung läßt sich infolgedessen ebenso gut durch das Ertragen der Geldsühne (Schuldtilgung) erreichen, als durch Erpressen der Schuldtilgung, wobei das Zahlungsbedürfnis (Opferbedürfnis) eher der passiven, masochistischen weiblichen Rolle entsprechen dürfte, das Bedürfnis der Zahlungserpressung mehr der aktiven, sadistischen männlichen Rolle.

Die Befriedigung dieses Bedürfnisses mittels des Kapitals bedurfte wohl einer langen Entwicklung, und wir dürfen uns fragen, ob es ursprünglich nicht ausschließlich durch religiöse und soziale Einrichtungen angestrebt worden ist, und ob mit der Zeit das Kapital irgendwie die Rolle angenommen hat, die ursprünglich von der Gottheit oder beim Primitiven von Mana und Imunu gespielt worden ist. Dies trotz des Unterschieds, daß die der Gottheit geleisteten Sühneopfer nur illusorische Werte schaffen konnten, während die von einem Individuum

dem anderen gebrachten Sühneopfer wirkliche affektive Bindungen und Verpflichtungen zu schaffen vermögen, und zwar infolge jener Wirkung der Übertragung der Libido, die dem Bezahlenden oder Wertgebenden das Gefühl des Anrechts auf einen Gegenwert seitens des Bezahlten oder Wertempfängers gibt. Dies nach der berühmten Formel: „Ich erleide Opfer und kaufe mir so das Recht, über andere schuldlos zu verfügen."

Die ganze Marxsche Werttheorie scheint uns auf dieser affektiven Grundlage aufgebaut zu sein, wobei es klar ersichtlich ist, daß das Bedürfnis auf Anrecht eines Gegenwertes beim Wertbildenden von der Realität oft enttäuscht wird, da die Gewährung des Gegenwertes nicht allein vom vermeintlichen Anrecht darauf abhängig ist (durch Opfer nicht unbedingt erzwungen werden kann), sondern auch von der affektiven Disposition jener, denen gegenüber das Anrecht erhoben wird ... Infolgedessen wird die Situation der Bezahlenden oder Wertgebenden oft gleichbedeutend mit der der Ausgebeuteten, besonders im Falle, wo keine Gewalt ihnen zum Anrecht verhilft, — umso mehr als die Wertgabe oder das Bezahlen keine sichere Garantie für die Verpflichtung seitens des Wertempfängers bietet. Der Wertempfänger wird diese Verpflichtungen im allgemeinen nur insoweit annehmen, als er affektiv von dem Werte des Bezahlenden oder des Wertgebenden abhängig ist, und seine Verpflichtungen werden im allgemeinen dieser Abhängigkeit direkt proportional sein. Der Wert eines Produktes oder einer Ware wäre also in weitgehendem Maße Funktion des Bedürfnisses, das nach dieser Ware besteht, sei es nun direktes Bedürfnis oder Bedürfnis durch Schuldbewußtsein, das durch das geleistete Opfer bei gewissen Individuen geschaffen wird, und das die Akzeptierung eines Wertes oder einer Ware erzwingen kann, auch ohne daß ein anderes Bedürfnis nach dieser Ware besteht als das, welches der Ware zur Abfuhr des Schuldbewußtseins bedarf.

Die Ware, deren Bedürfnis bis heute den wenigsten Schwankungen unterworfen worden zu sein scheint, ist das Gold, und es hat sich deshalb infolge dieses seines Verhaltens einen ganz besonderen Platz erobert und seine Rivalen, die, wie z. B. das Silber, gleichberechtigt an seine Seite treten wollten, größtenteils verdrängt. Es gewährt die meiste Garantie zur Befriedigung des Zahlungsbedürfnisses,

ebenso wie zur Schaffung von Verpflichtungen seitens des Goldempfängers. So hat es mit der Zeit fast eine magische Rolle zu spielen begonnen und kann dazu — außerhalb seiner Funktion — als Tauschmittel in weitgehendem Maße zur erotischen Befriedigung herbeigezogen werden.

Aus diesem Grunde möchten wir versuchen, seine Rolle etwas genauer zu erfassen und folgende Punkte zu erläutern:

1) Die Allmacht des Goldes und ihre psychologischen Grundlagen,

2) Einige psychologische Folgen des kapitalistischen Kreislaufes und seine Rolle in der Entwicklung unserer Zivilisation.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so erscheint es notwendig, das Gold als „Persönlichkeit" genauer zu definieren, um zu verstehen, wie es mit dem Imunu des Primitiven in gewissem Sinne in Konkurrenz geraten konnte. Die Tatsache, daß Gold ein seltenes, glänzendes, unoxydierbares (unbefleckbares) und schweres Metall darstellt, hat es mit sich gebracht, daß ihm schon seit Jahrtausenden ein besonderer Platz zugewiesen wurde. Unzerstörbar wie es ist, schwer erreichbar, von Märchen und Sagen umwoben, wurde es ein Symbol der fernen unendlichen Gottheit, und wir dürfen ernstlich in Betracht ziehen, daß in der Frühzeit das Gold hauptsächlich eine religiöse Rolle gespielt hat, da es erlaubte, die Gottheit sichtbar zu materialisieren, so wie es die Überlieferung der Geschichte des „Goldenen Kalbes" zu bezeugen scheint.

Auch heute noch ist Gold und Gottheit eng miteinander verschmolzen, — da wo vergoldete Heiligenstatuen, goldene Kelche, Monstranzen die Idee des Kostbaren, Unnahbaren der Gottheit der andächtigen Menge zu Gefühl bringen. Weiterhin ist es wohl sicherlich dieselbe Vorstellung, die aus güldenen Königs- und Kaiserkronen ein Symbol der „von Gottes Gnaden" errichteten Autorität macht, einer Autorität, die sich jeder in mehr oder weniger hohem Maße erwerben will, um dadurch zum Ausdruck zu bringen, daß er einen goldenen Schmuck als allen sichtbaren Beweis seiner Teilhaberschaft an der göttlichen Autorität öffentlich trägt und zeigt. Der goldene Schmuck der Frau mag noch einer anderen Vorstellung entspringen, die vielleicht dadurch ihren Sinn erhält, daß er im allgemeinen nicht von der Frau erkämpft, sondern vom Manne (Vater-Gott) geschenkt wird und dadurch sichtbar der Ödipusbeziehung der Frau Ausdruck verleiht. Weiterhin wissen

wir durch die Psychoanalyse, daß das Gold erlaubt, die infantile Analerotik zu sublimieren, und direkt zum Ersatz der Exkremente herangezogen werden kann, mit denen das Kind seine Allmachtsbestrebungen über die Eltern zu verwirklichen sucht.

So wird es klar, daß die religiöse Rolle des Goldes selbst auf der heutigen Entwicklungsstufe unserer Zivilisation noch zum Ausdruck kommt, und daß der Besitz des Goldes das affektive Bedürfnis einer allen sichtbaren Teilhaberschaft an der göttlichen Gewalt oder eine Identifikation mit der Gottheit bekunden kann.

Diese Rolle konnte das Gold jedoch erst spielen, nachdem diese Teilhaberschaft oder Identifikation nicht mehr durch affektive Hemmungen unmöglich gemacht wurde, so wie es auf der totemistischen Stufe der Entwicklung der Zivilisation der Fall zu sein scheint. Auf dieser Stufe scheint, wie aus der Arbeit Lévy Brühls hervorgeht, die Autorität, Imunu wie überhaupt jeder persönliche Besitz tabu zu sein, d. h. es ist einem einzelnen Mitglied der Sippe aus äußeren und inneren Hemmungen heraus unmöglich gemacht, irgendwie an das Bestehende zu rühren, zu persönlichem Besitz zu gelangen und eine geistige sowie soziale Persönlichkeit für sich mit eigenen Kenntnissen und eigenen Meinungen zu bilden.

Auf dieser Stufe der Entwicklung, wo die Kastrationsangst jede persönliche Initiative niederhält, wie wir es in unserer Arbeit über Schuldgefühl und Nationalcharakter ausgeführt haben, konnte das Gold als Besitz und Machtmittel wohl kaum eine Rolle spielen, mochte auch schwerlich auf das Individuum mit denselben Charakteren einer göttlichen Persönlichkeit wirken wie auf späteren Entwicklungsstufen der Zivilisation, die nicht mehr auf oraler Stufe wie beim Totemismus, sondern auf mehr analer Stufe aufgebaut sind. Mit anderen Worten: Das Gold als magische Individualität und Persönlichkeit konnte erst dann in der Zivilisation eine Rolle spielen, nachdem diese Zivilisation sich aus der primitiven totemistischen Einstellung des Individuums zu Mana herausentwickelt hatte, und Mana oder Imunu in dem Maße eine Persönlichkeit oder Gottheit geworden war, als das Individuum sich das Recht erobert oder erworben hatte, selbst Persönlichkeit zu sein, anstatt ein anonymer Teil einer in absolutem Kommunismus lebenden Masse.

Und nun kämen wir zum zweiten Punkte unserer Ausführungen.

Diese oben erwähnte Möglichkeit, sich durch die Macht des Goldes mit der allmächtigen Gottheit zu identifizieren, war unserer Ansicht nach der Ausgangspunkt für jene Entwicklung, die, geschaffen durch Kapitalwirtschaft, immer mehr Individuen aus der untersten Stufe sozialer Einfügung herausriß und sie dazu brachte, ihre sadomasochistische Libidoeinstellung von der Gottheit weg auf das Gold, oder wie man es später nennt, Geld zu übertragen, wodurch sie es fertig bringen, sich mit der Goldmacht zu identifizieren und höher und höher in der Gesellschaft emporzukommen. Diese Loslösung aus dem ursprünglichen sozialen Rahmen und das Emporsteigen in der sozialen Hierarchie erfordert eine ungeheure Anpassungsarbeit, die unter dem Einfluß der modernen kapitalistischen Entwicklung von immer mehr Individuen der Masse unter Hochdruck geleistet werden muß.

Diese Anpassungsarbeit und Umstellung ist es, welche unserer Meinung nach durch die sozusagen katalytische Wirkung des Goldes bewirkt wird und zum großen Teil jene rasche Veränderung unserer modernen Gesellschaftsorganisation bedingt, jenes Fortschreiten, das für die heutige Entwicklung unserer Zivilisation so charakteristisch ist, im Gegensatze zu den festgefrorenen Formen der primitiven und vor allen Dingen der totemistischen Gesellschaftsorganisation, wie wir sie in der Arbeit über Schuldgefühl und Nationalcharakter geschildert haben. Die moderne Kreditwirtschaft, die die vorhandenen Goldwerte vervielfältigt und die zukünftigen noch ungeschaffenen im Voraus kapitalisiert, hat, wie wir es heute sehen können, bis in die fernsten und entlegensten Bergdörfer, in die unbewohnbarsten, wildesten Kolonien die obenerwähnte katalysierende Wirkung des Goldes mit Hilfe der Banken zur Geltung gebracht, und so erfahren wir, wie im Laufe von wenigen Jahrzehnten die konservativsten Bauern die unnahbarsten und mit der Erde am engsten verwurzelten Menschen, ja sogar die in Klöster eingeschlossenen, in Kasten gebundenen Parias der menschlichen Gesellschaft aus ihrem Rahmen herausgerissen werden können und in die Städte verpflanzt als Arbeiter, Kleinbürger, Beamte, Intellektuelle und Industrielle ein rasches und immer rascheres Emporkommen erstreben und erreichen.

Daß diese Entwicklung und die dazugehörige Anpassungsarbeit viele Reibungsflächen schafft, wissen wir aus unserer psychoanalytischen Erfahrung, wo wir alltäglich Gelegenheit haben, die Gärungsprozesse einer ähnlichen Entwicklung bei unseren Neurotikern zu beobachten. Dieser Gärungsprozeß ist, wie wir wissen, charakterisiert durch den Widerstand, den der Organismus, vielleicht den alten einfachen Gesetzen der Trägheit folgend, der Entwicklung entgegensetzt und die er zu hemmen sucht durch das im Vorwärtsschreiten erzeugte und angehäufte Schuldgefühl, das zu destruktiven Entladungen treibt und die alten, früheren Bindungen mit dem entsprechenden Libidogleichgewicht wieder herzustellen sucht.

Wir kennen auch die durch das Fortschreiten erzeugte Kastrationsangst, die es den modernen Großstadtmenschen so schwer macht, zur Ruhe und Ergebenheit der in ihren sozialen Formen erstarrten Bergbauern oder Mönche zurückzukehren, und die sie manchmal dazu bringt, letztere um ihren „Dorffrieden" oder „Klosterfrieden" zu beneiden.

Wir wissen auch, daß in der Heißglut dieser Entwicklung Entdeckung auf Entdeckung sich jagen, Erfindung auf Erfindung aus dem Nichts steigen, und daß die Erkenntnismöglichkeiten in einem derartigen Tempo vorwärtsrasen, daß es manchen schwer fällt mitzukommen, daß nur wenige „bei der Stange" bleiben können, und daß zwanzig Jahre heute das Angesicht der Menschheit mehr verändern als hundert Jahre noch vor wenigen Jahrhunderten.

Und so ist es unserer Meinung nach erklärlich, wenn immer mehr Müdigkeitszeichen auftreten, und wenn sich das aufgepeitschte Protoplasma des Menschen gegen die Peitschenhiebe der diese Entwicklung bedingenden kapitalistischen Wirtschaft zur Wehr setzt, um endlich, endlich zur erträumten Ruhe, zum erwarteten Genuß zu kommen. Diese Feindseligkeit gegen das Kapital kommt wohl mit jedem Tage klarer zum Ausdruck, und diejenigen, welche im Golde einen niederzuschlagenden Feind erblicken, werden immer zahlreicher.

Allerdings wissen sie wohl kaum, daß sie damit auch dem Lebenskeim unserer heutigen Zivilisation auf den Leib rücken und die Individuen in Kastenunterschiede und Abgeschlossenheit zurückwerfen wollen. Aber eine Rückkehr in diese Abgeschlossenheit ist vielleicht manchmal

notwendig, um neue Kräfte zu sammeln zu neuem Vorstoß nach der Erlahmung.

Es ist deshalb wahrscheinlich, daß von einem bestimmten Punkte unserer gesellschaftlichen Entwicklung an mit derartigen Destruktionskräften dem Kapital gegenüber zu rechnen ist, besonders da, wo die Entwicklung zu rasch vor sich ging, und so ist es fraglich, ob die Kapitalswirtschaft auf die Dauer in ihrer heutigen Form gerettet werden kann und nicht durch Massenstreik zum Sturze gebracht wird.

Es gibt in der Geschichte Zeiten, wo aus irgend einem Grunde die Kapitalwirtschaft zu Grunde ging, und es mag interessant sein, in großen Linien die Wirkung derartiger Krisen auf die Entwicklung der Zivilisation zu untersuchen. Leider müssen wir aus vielen Gründen im Rahmen dieser Arbeit darauf verzichten, diese Untersuchung ausführlich fortzusetzen, aber wir hoffen, daß wir später das Problem in einer größeren Arbeit wieder werden aufnehmen können.

Wie wir wissen, war die Organisation des römischen Weltreiches auf Kapitalwirtschaft aufgebaut, und heute noch sind wir von der Analogie betroffen, die zwischen der römischen und unserer heutigen Zivilisation besteht. Wie heute durchzogen damals gutgebaute Straßen das zivilisierte Europa, ein stehendes Heer von vielen hunderttausend Mann hielt in großen Städten und an der Grenze Garnison, gewaltige, zu sozialen Zwecken bestimmte Bauten wie Theater, Arenen, Bäder usw. schmückten die Städte. Das Bankgeschäft blühte, und in allen großen Städten hatten die bekanntesten Bankfirmen Filialen.

Das Gold war die Basis des Münzwesens, Goldmünzen und Goldbarren waren im Kurs, obwohl es damals noch keine Zentralbank gab, keine Banknoten wie heute, ein Umstand, der vielleicht zum Untergang des römischen Weltreiches am meisten beigetragen hat.

Mit der Entwicklung der Kapitalwirtschaft hatte sich im Laufe der Zeit die ursprüngliche Struktur der römischen Gesellschaftsordnung geändert, und es wurde nun sogar den niedrigsten Ständen, den Sklaven, möglich, sich emporzuarbeiten. Freigelassene wurden Gutsbesitzer, Gelehrte und Dichter. Ähnlich wie heute strebten die Individuen nach oben und wurden in die Städte verpflanzt, wo sie rasch zu Ansehen und Reichtum kommen konnten. Kunst, Wissenschaft und Literatur stan-

den in voller Blüte, und keine Mystik umdüsterte den geistigen Horizont des praktisch denkenden römischen Bürgers.

Aber es kam die Zeit der Erschöpfung der Goldgruben, und infolge der Auswanderung des durch Banknoten ungeschützten römischen Goldes in das Ausland, besonders nach China, sank in der Zeit von Nero bis Marc Aurel der Prozentsatz des Goldes in den Goldmünzen von etwa 95% auf etwa 20%.

Jedermann kennt diese Dekadenzzeit der römischen Zivilisation, und man weiß, daß die britischen Inseln ohne Kampf aufgegeben werden mußten, lediglich weil die Finanznot es nicht mehr erlaubte, die Garnisonen auf den Inseln zu erhalten. Aus der wohlorganisierten römischen Kohorte wurde eine lose Truppe, die Besoldung wurde statt in Geld in Land und Gut vorgenommen, und daraus entwickelte sich langsam das Feudalsystem, mit seinen schwer mobilisierbaren kleinen Heeren undisziplinierter Soldaten, der späteren Ritter.

Die Straßen wurden nicht mehr unterhalten, Arenen und Theater leerten sich, die Bäder ebenfalls, Kunst und Wissenschaft gingen zurück unter dem Drucke des fortschreitenden Christentums, der Religion der Sklaven und Armen, die langsam wieder die Stelle einnahm, aus der das Gold den Gottesglauben primitiver Zeiten verdrängt hatte.

Auf diesem Boden erwuchs das Mittelalter mit seinen kleinen Ritterheeren von wenigen tausend Mann, mit seinen Merowingerkönigen, die von Hof zu Hof zogen, um sich von den Vasallen ernähren zu lassen. Die Abgaben wurden in Naturalien geleistet, erlaubten jedoch den Unterhalt von nur wenigen Truppen, wenigen Städten, deren Bürger sich an die nun in den Vordergrund der Baukunst tretenden Kirchen und Dome klammerten, die Häuser eng um die Kirche geschart, die, allmählich zur gotischen Kathedrale werdend, immer höher und höher wuchs, gemeinsam mit den Burgen auf den Bergen die göttliche Autorität symbolisierend — eine Autorität, der kein Gold selbstbewußt und trotzig in den Weg trat. Die Masse erbebt von Weltuntergangsgedanken, überall wird gebüßt und kasteit, und die große Menge, wiederum in den Staub niedergedrückt, erträgt willenlos ihr Schicksal, ohne daß die Individuen hoffen könnten, in die Höhe zu steigen und den drückenden, alles einengenden Kastenunterschieden

zu entrinnen. Trotz des Christentums sind wir somit wieder in der Zeit der Sklaverei, der Hörigkeit.

Die Entdeckung Amerikas und seines Goldes ändert fast mit einem Schlage dieses düstere Bild:

Noch am Anfang der Regierungszeit Karls V., wie in der Schlacht von Pavia z. B., zählten die mächtigsten Heere höchstens 20.000 Mann, und einige tausend Schweizer der Urkantone genügten z. B., um die Heere Karls des Kühnen niederzuwerfen. Aber schon gegen 1552 wurde z. B. die Belagerung des durch den Herzog von Guise verteidigten Metz von Karl V. mit etwa 60.000 Mann durchgeführt, unterstützt von einer Artillerie von 100 Kanonen. Von 1500 bis 1550 hatte sich der Goldbestand Europas schätzungsweise von 800 Millionen auf 3 Milliarden erhöht.

Wenige Jahrzehnte später zählte die französische Armee schon über 100.000 Mann, und das moderne Heer organisiert sich rasch in allen Ländern.

Parallel hiermit treten Schlösser und Kirchen in den Hintergrund, die Städte mit ihren sozialen Einrichtungen entwickeln sich immer mehr, die Mystik des Mittelalters weicht dem Skeptizismus eines Rabelais, eines Montaigne oder sie bricht aus den Fugen unter dem Drucke der Reformatoren wie z. B.: Luther in Deutschland, Calvin in Frankreich, Heinrich VIII. in England. Die Wissenschaft macht einen gewaltigen Fortschritt, zwischen 1500 und 1550 entsteht mit Clusius die moderne Botanik, mit Pierre Gilles die moderne Zoologie, mit dem Deutschen Agricola die moderne Geologie, mit Kopernikus, Tycho Brahe und späterhin Kepler und Galilei die moderne Astronomie und mit André Vésale die moderne Medizin, die bis dahin über Galen, also über die Römerzeit hinaus, keinerlei Fortschritte gemacht hatte. Die Kunst der Renaissance zeigt den allen bekannten gewaltigen Aufschwung, und auch in der Industrie regen sich neue Kräfte. In Tours gab es zur Zeit Franz I. etwa 8000 Seidenspinner, Arbeiter, die der König Franz von Italien nach Frankreich verpflanzt hatte.

Und damit beginnt die Entwicklung, die mit dem Übergang von mittelalterischer Naturalwirtschaft über die Reformation, Ludwig XIV., Friedrich den Großen, Maria Theresia v. Habsburg und Napoleon, weiterhin das moderne England und Amerika hinweg, zur neuzeitlichen

Kapitalwirtschaft in der Gegenwart führt, die keine Hörige mehr kennt, ein Arbeiterrecht besitzt und die durch gewaltige Bahnhöfe, Fabriken und Bauten die mittelalterischen Schlösser und Dome ersetzt hat, eine Zeit, wo alles Althergebrachte in den Fugen wankt, die Völker, Rassen und Stände durcheinandergemengt werden, und wo die Menschen, hoch oben vom Flugzeug oder Luftschiff, auf die verlassenen Klöster und Kathedralen mitleidig herabschauen.

Diese Betrachtung gibt uns somit ein gewisses Bild über die Rolle des Goldes im Laufe der Entwicklung unserer Zivilisation. Wir können uns fragen, ob diese psychologische Wirkung des Goldes nicht einer Enterotisierung der sozialen und religiösen Beziehungen entspricht, die darin zum Ausdruck kommt, daß ein guter Teil des sonst die Entwicklung störenden infantilen Sadomasochismus der Individuen auf das Gold übertragen, durch Geld sublimiert und abgeführt wird, so daß die Bahn zur sachgemäßen Differenzierung der Gesellschaftsorganisation frei wird.

Über Symbolik

Von

Edoardo Weiss

Rom

Unter dem Titel „Elementi di Psicoanalisi" veröffentlicht jetzt der bekannte italienische Psychoanalytiker im Verlag Ulrico Hoepli, Milano, eine gedrängte gemeinverständliche Darstellung der Psychoanalyse. Prof. Freud hat dem Buche ein Vorwort geschrieben, das in Facsimile wiedergegeben ist. „Wer den Ernst einer wissenschaftlichen Bemühung zu würdigen weiß", — schreibt dort Freud u. a. — „wer die Ehrlichkeit des Forschers schätzt, der Schwierigkeiten nicht verkleinern oder verleugnen will, wer an der Geschicklichkeit des Lehrers Genuß findet, der durch seine Darstellung Licht ins Dunkel und Ordnung ins Chaos bringt, der muß diesem Buch einen hohen Rang einräumen." Aus dem II. Kapitel des Buches geben wir in deutscher Übersetzung den Abschnitt über Symbolik wieder.

Für das Wort „Symbol" gibt es hunderte von Definitionen und Bedeutungen, die alle von einander verschieden sind.[1] Die Psychoanalyse nennt Symbol eine Vorstellung, die für das Unbewußte mit

1) Siehe Jones, Die Theorie der Symbolik. Int. Zeitschr. f. PsA. V (1919).

anderen Vorstellungen gleichbedeutend ist. Dem bewußten Ich ist nicht immer die hinweisende, ersetzende Bedeutung des Symbols bewußt oder bekannt. Die Psychoanalyse deckt aber diese Bedeutung durch die Erforschung des Unbewußten auf. Ich werde Ihnen gleich einige Beispiele von Vorstellungen, die untereinander äquivalent sind, geben und bei dieser Gelegenheit über die Erscheinung des Traumes sprechen, in welchem das Symbol im psychoanalytischen Sinne eine große Rolle spielt.

Der Traum ist eine außerordentlich komplizierte psychische Erscheinung und entsteht durch die verschiedenartigsten psychodynamischen Mechanismen, auf welche wir jetzt nicht näher eingehen können. Man darf daher nicht glauben, daß die Traumbilder bloß deutliche Symbole vorstellen, wie es diejenigen sind, die ich darzulegen beabsichtige. Die Symbole, von welchen hier die Rede sein soll, sind nur einzelne Elemente des Traumes und kommen auch außerhalb des Traumes bei manchen Gelegenheiten vor. Unter den zahlreichen Erscheinungen des Traumes begegnet man oft konkreten Bildern, die für abstrakte Gedanken stehen. Eine Person, die sich in einer beruflich verwickelten Lage befand, wurde vom Schlaf übermannt, während sie sich bemühte, einen Ausweg zu finden. Im Halbschlaf erschien ihr zuerst *die Vision eines Knäuels zerzauster Fäden, die sich dann zu einem Spinngewebe entfalteten, in welchem ein Lebewesen zappelte.* Als der Träumer nach kurzem Schlummer wieder zu sich kam, erkannte er sofort in dieser Vision eine Allegorie seiner wirklichen Lage. Doch diese allegorischen Sinnbilder dürften eigentlich nicht zur echten Symbolik gerechnet werden. An dem zitierten Beispiel ist zu beachten, daß die Verwandlung eines abstrakten Begriffes in ein konkretes und sinnlich wahrnehmbares Bild vom Subjekt passiv erlebt und nicht intellektuell ausgeführt wurde. Die bewußte Geistestätigkeit des Betreffenden war ja so gut wie ausgeschaltet. Der psychische Boden, auf welchem die Verwandlung vor sich ging, war also das Unbewußte. Sehr oft zerrinnen solche Bilder nach unserem Erwachen wie Seifenblasen. Es gelingt uns nicht, solche verschwundene Bilder wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, wie sehr wir uns auch anstrengen mögen.

Nun will ich darlegen, wie man dazu gelangt, ein echtes und eigentliches Symbol zu erkennen. Ich werde mich auf ein einziges Beispiel

beschränken; auf das Symbol „*Haus*". Um dieses Symbol zu erklären, werde ich Ihnen den Traum eines jungen Mannes mitteilen, ohne mich bei der komplizierten Analyse des Traumes aufzuhalten, der in seiner Gedrängtheit — außer diesem Symbol — noch sehr viele andere Elemente enthält.

Der junge Mann wartete auf etwas ... er weiß nicht worauf; er weiß nur, daß er sehr ungeduldig war. In der Erwartung feilte er an seinen Nägeln. Es nähert sich ihm ein alter Herr. Dieser sieht ihn vorwurfsvoll an. Da begreift der Träumende, daß er selbst der Erwartete ist und daß er, durch sein Zögern, zu lange auf sich warten ließ. Nun beeilt er sich, durchschreitet mit langen Schritten die Bogengänge von Bologna (hier hat sich der Schauplatz geändert) *und weiß, daß er zu einem Schlößchen gelangen muß.*

Vernachlässigen wir den restlichen Inhalt des Traumes und befassen wir uns nur mit dem letzten Bilde: dem Schlößchen. Der diesbezüglich befragte Träumer weiß darüber keine Auskunft zu geben. Er erinnert sich nur daran, zwei Mal auf einige Tage in Bologna gewesen zu sein, und daß in Bologna eine Dame wohnt, an die er oft denkt. Über das Schlößchen weiß er nichts zu sagen, und wir wissen darüber noch weniger als er. Unsere Vermutung, daß im Unbewußten des Träumers das Bild der Dame, an die er oft dachte, durch dasjenige des Schlößchens ersetzt worden sei, entbehrt jeglichen Belegs. Untersuchen wir aber einen anderen Traum, in welchem ebenfalls das Bild eines Hauses erscheint.

Eine Frau, die sich im fünften Monat ihrer ersten Schwangerschaft befindet, sieht sich im Traume vor einem schlecht gebauten Hause, dessen Fassade eine leichte Vorwölbung aufweist. Sie fürchtet, das Haus könnte einstürzen. Das Bild wechselt und an Stelle des Hauses ist nun ein Weinfaß. Auch das Faß weist dieselbe Wölbung auf wie das Haus. (Der Bauch des Fasses.) Der Traum geht weiter.

Die Träumerin kann uns über ihren Traum nichts sagen. Sein Inhalt scheint ihr natürlicherweise unsinnig. Ich komme ihr zu Hilfe, indem ich sie frage, ob das Haus mit der vorgewölbten Fassade nicht vielleicht ihre eigene Person vorstellen könnte, bei welcher die Zeichen der Schwangerschaft schon sichtbar waren. Die Frau zuckte mit den Achseln, wie man zu tun pflegt, wenn man die Meinung

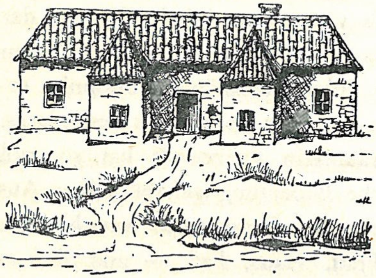
eines anderen nicht versteht (in diesem Falle war der Andere ihr Unbewußtes) und wußte weiter nichts zu erwidern. Nur eines fügte sie hinzu, und zwar, daß die im Traume verspürte Angst, das Haus könne einstürzen, sich auf ihre Besorgnis um ihre erste Niederkunft, der sie entgegenging, beziehen könnte. In diesem Falle fühlen wir uns geradezu verlockt, das Haus als Symbol für die Frau aufzufassen. Wenn man also einen manifesten Inhalt des Traumes von einem latenten unterscheiden kann, das heißt von einem Inhalt, der aus der Deutung hervorgeht, so werden wir sagen, daß der latente Inhalt einen Sinn hat, auch wenn der manifeste Inhalt vollständig unsinnig erscheint. In diesem Traume interessiert uns aber noch etwas Besonderes. Wenn das Haus die Person der Träumerin vorgestellt hat, so muß auch das Weinfaß dieselbe symbolische Bedeutung gehabt haben. Aus diesem Beispiel erfahren wir, daß für das Unbewußte verschiedene Bilder gleichwertig sein können — Frau, Haus, Faß — und daß es sie als äquivalente Bilder miteinander vertauschen kann. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß aus diesen Vertauschungen, die im Unbewußten vor sich gehen, für das Ich unentzifferbare Absurditäten entstehen.

Auf Grund dieser beiden Fälle haben wir noch nicht das Recht zu behaupten, daß im Unbewußten tatsächlich das Bild einer Frau mit dem eines Hauses vertauscht werden kann. Dies ist — werden Sie mit Recht einwenden — zu wenig für denjenigen, der mit wissenschaftlicher Strenge vorgehen will. Doch lassen Sie uns noch weitere Träume untersuchen.

Ein junger Mann träumt, daß *das Erdgeschoß des Hauses, in welchem er den ersten Stock bewohnt, von einem alten Herrn gemietet wurde. Dies ärgert ihn sehr; entrüstet geht er auf die Suche des neuen Mieters, um ihn davon abzubringen, das Erdgeschoß seines Hauses zu besetzen.* Auch dieser Träumer kann seinen Traum zunächst nicht erklären. Als er über ihn ausgefragt wurde, begann er aber zu lachen, weil ihn der Traum an eine scherzhafte Definition des Kusses erinnert hatte, welche er vor kurzem von einem Freund gehört hatte: „Der Kuß ist eine Anfrage an den ersten Stock, ob das Erdgeschoß frei sei". Daraus ersehen wir, daß man auch in Witzen und Scherzen das Bild des Hauses als Symbol für die Frau gebraucht, und daß für unser Unbewußtes

effektive Wirklichkeit ist, was für unser bewußtes Ich bloß Scherz bedeutet. In der Tat hat sich das Unbewußte des Träumers eines Witzes bedient, um einen Gedanken in der ihm eigenen Sprache auszudrücken.

Ein anderer junger Patient von mir, ein Ingenieur, träumte, *vor einem Bauernhause zu stehen, welches mit zwei Vorsprüngen versehen war und den kleinen Häusern in Wolhynien glich, die er auf dem russischen Kriegsschauplatz zu sehen bekommen hatte.* (Siehe die Abbildung.) Im Traume muß er dieses Haus zeichnen. Doch am Ende des Traumes ist aus dem Hause eine Frau geworden, und die beiden Vorsprünge hatten sich in Brüste verwandelt.



Ein anderer Patient von mir ertappte in statu nascendi den Übergang des Bildes Frau zum Bilde Haus. Er dachte an eine Frau, als er, wie er selbst sich ausdrückte, von „süßer Schläfrigkeit" übermannt wurde. *Plötzlich und ohne merklichen Übergang ist aus der Frau ein kleines, auf grünem Hügel ruhendes Haus geworden. Er fühlte für das Häuschen dieselbe Zuneigung wie für die Frau.* In diesem Augenblick wurde sein Halbschlaf durch Lärm unterbrochen; kaum erwacht, konnte er sich an alles erinnern und mir seine Eindrücke mitteilen.

Ich könnte noch eine Fülle ähnlicher Beispiele aufzählen und Ihnen von Träumen berichten, in welchen eine Frau oder eine Person schlechthin von einem Hause, einer Kirche oder einem Gebäude symbolisiert wird. Wer die anderen Vorgänge der Traumbildung kennt, wird auch den Anfang des ersten Traumes, den ich erzählt habe, verstanden haben, vom Jüngling, der in Bologna einem Schlößchen zuschritt. Die wichtigsten Hilfsmittel, um den latenten Inhalt der Träume zu entziffern, werden uns von den Gedankenassoziationen (freien Einfällen) des Träumers selbst geliefert, welche meistens durch unbewußte Hemmungen sehr erschwert werden. Wenn man im oben angeführten Fall den Rest des Traumes verstanden hat, so wird man bemerken,

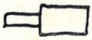
daß der Zusammenhang seines latenten Inhaltes nur dann zutreffend ist, wenn man das Bild der Frau an die Stelle des Schlößchens setzt. Ich denke, daß wir nun das Recht haben, diese Ersetzung vorzunehmen und zu sagen, daß für das Unbewußte des Träumers, die Frau, an die er oft dachte, und das Schlößchen das gleiche waren. Ich will noch hinzusetzen, daß aus Tausenden und Abertausenden analysierter Träume, aus Träumen von Personen jeglichen Standes, jeden Alters, beider Geschlechter, aller Völker und aller Zeiten hervorgeht, daß für das Unbewußte Bilder von Häusern, Kirchen und Gebäuden im allgemeinen Äquivalente für Personen und hauptsächlich für Frauen sind. Die beiden Geschlechter werden manchmal durch einige Unterschiede kenntlich gemacht, doch diese berühren uns vorläufig nicht.

Freud nennt als Entdecker der Symbolik aus neuerer Zeit den Philosophen K. A. Scherner, welcher schon im Jahre 1861 das Symbol des Hauses entdeckt hatte. Freud mußte aber die Anschauungen Scherners abändern und hat auch dessen Entdeckungen außerordentlich erweitert.

Abgesehen vom Traume, stoßen wir in allen alten und modernen Sprachen auf Sprüche und Redensarten, in welchen Person und Haus gleichgesetzt werden. Diese Ausdrücke sind ein spontanes Erzeugnis des Volkes, welches sich seine Spracheigentümlichkeiten gestaltet. Aber der Eingeber dieser Redensarten des Volkes sowie der künstlerischen Schöpfungen der großen Dichter ist im Unbewußten zu suchen. Sie werden sicherlich den Ausdruck „altes Haus" kennen, den man anwendet, wenn man von guten Freunden spricht, oder „einem eins aufs Dach geben" und dann die Redensart „es sei bei einem nicht richtig im Oberstübchen"[1]. In den Litaneien der Madonna wird diese *„Turris eburnea", „Domus aurea", „Turris davidica" genannt.*

Die Vertauschung des Bildes „Frau" mit dem Bilde „Haus" erscheint mit noch größerer Klarheit in den antiken Sprachen. In den alten orientalischen Sprachen bedeutet dasselbe Wort *(beth)* sowohl Haus als auch Frau. Die graphische Form des zweiten Buchstaben des Alphabets, des Buchstaben *B,* stammt aus dem Ideogramm der Assyrisch-Babylonischen Vorkeilschrift. Dieses Ideogramm wurde durch einen einge-

1) Sigm. Freud, Vorlesungen zur Einführungen in die Psychoanalyse. Ges. Schr. Bd. VII.

schlossenen Raum, der mit einem Ausläufer versehen war, dargestellt und bedeutete: Stadt, Mutterstadt (Metropolis)  und auch Bauch der Frau. Beide Bedeutungen, die des Hauses und der Frau rühren von der generischen Form des Vierecks her, das „einschließen“, „umgeben“ meint. (Die Form ist viereckig und nicht rund, da man in jener Zeit die graphischen Zeichen in Stein meißelte und aus dem selben Grunde auch die Sonne durch ein Quadrat darstellte.) Der das Haus darstellende ägyptische Hieroglyph nimmt folgende Form an: ; im Alt-Sinaitischen begegnen wir derselben, nur leicht abgeänderten Form , welche im Althebräischen zum: ב wird und schließlich in griechischer und lateinischer Schrift die Gestalt: B annimmt. Dieser Buchstabe heißt in hebräischer Sprache *beth* und bedeutet, wie gesagt, ebenso Haus (auch Tempel, Palast, Wohnort, das Innere) wie Frau (oder Nachkommen, Famulus usw.). Im Griechischen heißt derselbe Buchstabe *„betha“*. *„Banoh“* heißt in der hebräischen Sprache bauen; *„ben“* heißt Sohn oder der Gebaute, *„beth“* heißt Tochter oder die Gebaute. Im Evangelium des Johannes (11, 18—22) spricht Jesus von dem Tempel, der umzustürzen und in drei Tagen wieder aufzurichten sei, indem er (Vers 21) auf den Tempel seines eigenen Leibes anspielt. Ich schließe nun dieses Verzeichnis und verweise den Leser, der über den Ursprung und die Entstehung der graphischen Formen unterrichtet sein will, auf die schätzenswerte Arbeit von Prof. Dr. Zoller: „Sinaischrift und griechisch-lateinisches Alphabeth“ [1], welcher ich die vorangehenden Beispiele entnommen habe.

Wir sind gespannt, die Gründe kennen zu lernen, aus welchen unser Unbewußtes Haus und Person einander gleichsetzt. Die Gleichsetzung ist eine festgestellte Tatsache, an der nicht zu rütteln wäre, selbst wenn es uns nicht gelänge, ihre Gründe zu entdecken oder wenn die von uns angeführten irrig sein sollten. Unser bewußtes Ich verzeichnet nur einen ganz kleinen Teil unseres individuellen Lebens und gar nichts von unserem phylogenetischen Leben. Und doch ist diese Geschichte in unserer organischen Struktur und auch psychisch in unserem Unbewußten treu verwahrt. Der Embryo ist im Mutterschoß vor Kälte und äußeren Reizen geschützt. Nach der Geburt ändern sich die

1) Triest, 1925 (Buchhandlung Bemporad).

Lebensbedingungen des Individuums vollständig. Das Lebewesen kann sich auf zwei Arten den veränderten Lebensbedingungen anpassen; entweder verändert es in geeigneter Weise seinen Körper oder einen Teil desselben, oder es modifiziert für seine Zwecke einen Teil der Außenwelt. Die Tiere, die durch ihr Fell vor der Kälte geschützt sind, haben ihren eigenen Körper modifiziert. Der Mensch, der sich zu diesem Zwecke die Kleidung anfertigt, hat dazu Gegenstände der Außenwelt modifiziert. Ferenczi nennt die erste Art der Anpassung autoplastisch und die zweite Art alloplastisch. Das Haus, die Höhle, das Nest bilden die mütterliche Zufluchtsstätte alloplastischer Art. Die Entwicklung der Art im allgemeinen ist eine autoplastische, während die technischen Fortschritte eine alloplastische Anpassung des Menschen an die Außenwelt sind. Das erste von uns bewohnte Haus ist der Mutterschoß. Infolge von Zusammenhängen und Assoziationen — über die ich mich heute nicht verbreiten kann — hat sich das Symbol Haus allmählich auf die Darstellung von Person im allgemeinen ausgedehnt.

Die Zeit drängt und ich kann Sie nicht mehr über alle anderen in unserem Unbewußten entstehenden Symbole unterrichten, die von Freud und seiner Schule entdeckt und durchforscht wurden. Mit ihnen könnte man viele Bände füllen; doch eine trockene Aufzählung von Symbolen könnte den Eindruck von Oberflächlichkeit und geringem wissenschaftlichen Ernst bei all denen erwecken, die mit dem Gegenstande noch nicht vertraut sind. Unsere Kritik und unser normaler Verstand sind fortwährend auf der Lauer; man nimmt nur an, was plausibel, klar und einleuchtend scheint, kurz und gut, nur was für unser Verständnis nicht gehemmt ist. Es sind gerade die Gegner der Psychoanalyse gewesen, welche das System des Aufzählens der von der Psychoanalyse festgestellten Symbole einführten, ohne weitere Erklärungen darüber zu geben. Dies geschah aus polemischen Gründen, um die Psychoanalyse bei den Laien lächerlich zu machen und zu entwerten, und man muß gestehen, daß dieses System sich als außerordentlich nützlich erwiesen hat, um den erwünschten Zweck zu ererreichen. Es wäre ungerecht behaupten zu wollen, daß die Gegner der Psychoanalyse immer in böser Absicht vorgingen und noch vorgehen; sie selbst sind oft die Opfer ihrer unbewußten Hemmungen,

die ihnen nicht erlauben, den Eindruck des Lächerlichen, des Unmöglichen, des Unangenehmen zu überwinden. Sie werden nun meine Zaghaftigkeit verstehen, über Symbole zu sprechen. Ich muß mich notwendigerweise darauf beschränken, Ihnen für die richtige Deutung der folgenden Symbole zu bürgen; diese Bürgschaft muß genügen, denn es würde uns in eine Sackgasse führen, wenn wir uns an unseren „gesunden Menschenverstand" wenden wollten, um über die Annahme oder Ablehnung eines Symbols zu beschließen, welches von der Forschung sicher gestellt wurde. Nur die auf sehr zahlreiche Fälle sich erstreckende Forschung und die nunmehr reiche Erfahrung können hier entscheiden. Oft gelingt es nicht einmal, die Analogien in den Bildern zu finden, die für das Unbewußte äquivalent sind. Dies beweist uns, daß diese Symbole keine Schöpfungen des rationalen Ichs sind und daß das Ich sie auch nicht im entferntesten erdacht hat.

Ein anderes Symbol für Mutter und für die Frau im Allgemeinen ist die Erde, ferner Rohmaterial, Papier und hauptsächlich Holz. Das lateinische Wort *materia* ist etymologisch — wie Freud bemerkt — aus dem Worte *mater* = Mutter hervorgegangen. Es kommt häufig vor, daß ein Wort, welches im allgemeinen Materie bedeutet, angewendet wird, um eine besondere Materie zu bezeichnen. So bedeutet das portugiesische Wort „*madeira*", welches aus dem lateinischen „*materia*" hervorgeht, Holz. Die Insel Madeira verdankt ihren Namen den Wäldern, welche sie zur Zeit ihrer Entdeckung durch die Portugiesen bedeckten. Da im Unbewußten der Begriff Holz und Materie mit dem Begriff Mutter und Frau äquivalent ist, ist die Materie, aus welcher ein Gegenstand gemacht ist, sozusagen die Mutter dieses Gegenstandes.

Um Geburt und Entbindung darzustellen, gebraucht das Unbewußte häufig das Symbol Wasser: Ins Wasser fallen oder aus dem Wasser steigen. Freud bemerkt dazu, daß diese symbolische Darstellung uns zwei Wahrheiten aus der Naturgeschichte zurückruft, eine phylogenetische und eine individuelle. Alle Säugetiere sind aus Wassertieren hervorgegangen und alle — der Mensch inbegriffen — haben im Wasser den ersten Teil ihres Lebens verbracht; durch die Geburt steigen sie aus dem Wasser. Auch der traditionelle Storch, der große Vogel, der in den Volkserzählungen die Kinder auf die Welt

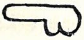
bringt, holt sie aus einem Teiche oder aus einem Brunnen. Otto Rank[1] hat vom Gesichtspunkt der Symbolik aus eine Anzahl von Mythen untersucht — von König Sargon von Agade (2800 v. Ch.) ausgehend — und hat gefunden, daß sehr oft, statt der Geburt des Helden, dessen Rettung aus dem Wasser erzählt wird. Man denke an die biblische Legende der Errettung Moses' aus den Gewässern oder an die Sage von Romulus und Remus, die vom Hirten Evandrus aus dem Tiber gerettet wurden.

Um Geschlechtsorgane und geschlechtliche Beziehungen zu bezeichnen, bedient sich das Unbewußte unzähliger Symbole. Je mehr die psychologische Forschung sich in das Bereich des Unbewußten erstreckt und in die Tiefe dringend zum Ursprung der Triebe (Es) gelangt, umso sicherer wird es, daß viele Triebe, die dem Ich verschieden von einander vorkommen, in jenen Tiefen einen gemeinsamen Ursprung haben, daß andere wieder durch einen Vorgang der Interferenz zwischen zwei gegensätzlichen Tendenzen entstanden sind; daß wieder andere schließlich Anpassungsarten von Urtrieben an die Umstände des sozialen Lebens entsprechen. Jedenfalls hat die Erforschung des Unbewußten uns eine bisher nie geahnte Mächtigkeit und Bedeutung der sexuellen Triebe offenbart. Halten Sie aber hinzu, daß — nach der Ansicht von Freud — auch die den Geschlechtstrieben entgegengesetzten Triebe mächtiger sind, als es unserem Ich vorkommt. Im Gegensatz zu den Behauptungen seiner Gegner hat Freud niemals, nicht einmal zu Beginn seiner Forschungen, behauptet, alle Triebe seien sexueller Natur. Er hält sogar die nicht sexuellen Triebe für mächtiger als die sexuellen. Zu polemischen Zwecken hat man ihn, der seit jeher den Pansexualismus verneinte, zu dessen Apostel gemacht. Freud ist nicht etwa von moralischen Prinzipien bewogen worden, ihn zu verneinen, denn die Moral eines Gelehrten kann nur die Erforschung der Wahrheit sein; gerade deshalb aber mußte er den Pansexualismus ablehnen.

Äquivalente des männlichen Genitales sind für das Unbewußte alle Werkzeuge, womit man die Materie bearbeitet; namentlich, aber nicht ausschließlich, jene, womit man in die Materie eindringt oder diese

---

1) Otto Rank: Der Mythus von der Geburt des Helden.

bearbeitet: Meißel, Feile, Nagel, Hacke, Schlüssel, Bleistift, Feder usw. Ein sicheres Symbol des männlichen Genitales ist, wie uns die Erfahrung zeigt, die Zahl drei. Ich will von allen Erklärungsversuchen, warum die Zahl drei mit dem männlichen Genitale vertauscht wird, absehen und stattdessen eine interessante Parallele erwähnen, deren Kenntnis ich dem schon erwähnten Prof. Dr. Zoller verdanke. Die Schriftzeichen, die wir für die einzelnen Ziffern anwenden, stammen, wie Sie wissen, aus der arabischen Schrift. Sie bedeuten tatsächlich arabische Ziffern. Nun stammt das Schriftzeichen für die Zahl drei aus dem ägyptischen Hieroglyph, der folgende Form hatte  und das männliche Genitale darstellte. Davon ist im Altsinaitischen das Zeichen  geblieben, und im Hebräischen ש, das *shin* (spr. schin) benannt wird; *shin* heißt nun Urinrute, *shèn* urinieren. Dadurch ist bewiesen, daß das hebräische Schriftzeichen vom Hieroglyphen des männlichen Genitales stammt. Aus demselben ägyptischen Hieroglyph stammt auch das Schriftzeichen für die Zahl drei, das im arabischen folgende Form hat:  (Das Zeichen für zwei ist im Arabischen: , für eins: ). Man kann annehmen, daß dieselben Gründe, die die Entstehung des Schriftzeichens für die Zahl drei aus dem Bilde des männlichen Genitales beeinflußt haben, auch beim Symbol drei eine Rolle spielen.

Je mehr man die Mythologie, das Folklore, den Ursprung der Schriftzeichen u. dgl. mehr studiert, desto zahlreichere Übereinstimmungen findet man zwischen diesen und den psychoanalytischen Forschungsergebnissen auf dem Gebiete der Symbolik; und niemals begegnet man einem Widerspruche.

In der Symbolik finden wir einen archaischen Zug unserer Seele. Das Unbewußte kann nur eine sehr begrenzte Anzahl von Vorstellungen symbolisch darstellen und zwar: Das Leben und den Tod — deren symbolische Darstellungen auch als Allegorien betrachtet werden können, — dann die Schwangerschaft und die Geburt, den Menschen, ohne Geschlechtsunterschied, außerdem Mann und Weib, Vater, Mutter, Eltern und Kinder. Für die Geschlechtsorgane gibt es eine Unmenge von Symbolen, und zwar für die Geschlechtsorgane im allgemeinen, ferner gesondert für das männliche und für das weibliche Geschlechtsorgan; dann für die

Brüste, für die Sexualerregung, für die Erektion des männlichen Gliedes, für den Sexualverkehr und für die Onanie. Diese wenigen Begriffe können durch eine Unmenge von Bildern dargestellt werden, welche der täglichen Erfahrung des Individuums entnommen sind. Auch Aeroplan, Buch, Krawatte, Maschine, Revolver und andere Gegenstände findet man als Symbole: das Unbewußte vererbt die Veranlagung, gewisse Analogien zwischen den wenigen, oben erwähnten Begriffen und den Gegenständen und Vorgängen unserer individuellen Erfahrung zu finden. Diese Analogien entgehen meist dem bewußten Ich; sehr oft kann das Ich sie nicht einmal verstehen. Und diese Veranlagung des Unbewußten macht zum Teil seinen archaischen Charakter aus.

Außer den allgemeinen Symbolen, die allgemeingültige Bedeutung haben, gibt es etliche mit doppelsinniger Bedeutung und einige — doch nur ganz wenige — die nur bei einzelnen Menschen individuell vorkommen.

Die Erscheinung der Symbolik ist für die theoretische Erkenntnis, aber auch für das praktische Verständnis vieler psychischer Leiden von außerordentlicher Wichtigkeit. Sie alle wissen, was der psychische Vorgang der Sublimierung der Triebe ist. Ein Trieb, der ursprünglich sexuell war, kann sich desexualisieren und seine Kraftäußerung — die psychische Besetzung — Zielen zuwenden, die nicht mehr sexuell sind. Freud hat der Kraftäußerung der Triebe den lateinischen Namen „Libido" gegeben. In der Psychoanalyse versteht man unter „Libido" Liebe, im weitesten Sinne des Wortes. Auch unser Interesse für die Kunst und Wissenschaft enthält Libido im Freudschen Sinne. Die ursprüngliche Libido kann sich, wie gesagt, in Interesse für Objekte und Ziele, die sozial höher bewertet werden, verwandeln; diese Verwandlung wird zum Teil von bekannten und zum Teil von noch unaufgeklärten Mechanismen hervorgerufen. Es ist eine Tatsache, die nunmehr Gemeingut geworden ist, daß die Energiespannung der sexuellen Triebe, bis zu einer gewissen Grenze und unter bestimmten Verhältnissen, unter anderem auch von einer besonderen, individuellen psychischen Veranlagung bedingt, in nicht sexuellen Funktionen und Betätigungen eine Erledigung finden kann. Merken wir uns bei dieser Gelegenheit, daß die symbolischen Bilder, welche für

das Unbewußte mit bestimmten sexuellen Begriffen äquivalent sind, die psychische Besetzungsenergie der Sexualtriebe übernehmen können, eine Energie, die folglich ihre eigene Abfuhr nicht in sexuellen Akten, sondern in symbolischen Betätigungen findet. Dies trifft z. B. bei der Liebe zur Arbeit zu; dies besonders, wenn es sich um Berufe handelt, in welchen die Materie mit Werkzeugen modelliert und bearbeitet wird, wie beim Ackerbau, bei den Arbeiten in Holz, Stein u. s. w. Der Bauer, der sich mit ungewöhnlichem Eifer daran macht, die Erde zu bearbeiten, sublimiert in diesem Akte, ohne es zu ahnen, einen Teil seiner sonst unbefriedigten Sexualtriebe.

Zweierlei Sittlichkeit

Von

H. Giltay

Haag

In der Einleitung zu „Massenpsychologie und Ich-Analyse" unterscheidet Freud zwischen narzißtischen und sozialen seelischen Akten. Bei den ersteren handelt es sich um die Beziehung des Individuums zu sich selbst, während bei den letzteren eine Beziehung zu anderen Individuen vorliegt.

Diese Unterscheidung scheint mir auch auf die sittlichen Erscheinungen anwendbar. Es gibt, m. E., a) eine narzißtische „Über-Ich"-Sittlichkeit und b) eine nicht-narzißtische, soziale Sittlichkeit.

Man könnte meinen, daß die vorgeschlagene Unterscheidung mit der Kantschen zwischen „Legalität" und „Moralität" zusammenfiele, aber dies ist nicht der Fall. Denn Kant nennt auch diejenigen Handlungen „legal", welche aus „freier Neigung" verrichtet werden, und erteilt das Prädikat „moralisch" nur Taten, welche aus „Pflichtgefühl" erfolgen. Unsere Unterscheidung dagegen besagt: es gibt eine Sittlichkeit, die das Wohl des eigenen Individuums, und eine solche, die das Wohl der Sozietät, der anderen bezweckt.

Daß dieser Unterschied bis jetzt nicht prinzipiell gewürdigt wurde, rührt wahrscheinlich daher, daß auch die narzißtischen Moralforderungen sozialen Inhalt haben, z. B. das Über-Ich-Verbot des Tötens. Wenn aber das Ich diesem Verbot gehorcht, geschieht dies nicht aus bewußten sozialen Rück-

sichten, weil es das Leben der anderen wie das eigene achtet, sondern aus Angst vor den Strafen des Über-Ichs. Zwischen der, von Freud „prämoralisch" genannten, „sozialen" Angst und der „Gewissens"-Angst besteht ja kein prinzipieller Unterschied. In beiden Fällen beruht die „gute" Handlung nicht auf sittlichen, sondern auf narzißtischen Gründen, auf Angst vor Strafe; das eine Mal vor äußerer, das andere vor innerer Strafe. Diese Sittlichkeit möchte ich die „legale" nennen.

Das Wesen dieser „legalen" Sittlichkeit ist uns von Alexander, in seiner „Psychoanalyse der Gesamtpersönlichkeit",[1] in vorzüglicher Klarheit geschildert. Ein großer Teil der sittlichen Regulierung des Individuums ist der bewußten Ich-Tätigkeit entzogen und wird von dem im Unbewußten arbeitenden Über-Ich besorgt. So wie dem Ich die bewußte Realitäts-Prüfung obliegt, hat das Über-Ich die unbewußte Es-Prüfung zur Aufgabe.[2] Es schließt alle diejenigen Wünsche vom Bewußtwerden aus, welche unlustvolle bewußte Gewissenskonflikte zur Folge haben würden. Die Verdrängung der Über-Ich-Forderungen bezweckt somit, wie alle Verdrängung, Unlustersparnis.

Das Wesen der bewußten, sozialen Sittlichkeit ist weniger durchforscht. Daß auch diese in weit höherem Grade, als vielfach angenommen wird, vom unbewußten Über-Ich abhängig ist, ist unzweifelhaft. Unsere bewußten sittlichen Motivierungen sind sehr oft nur Scheinmotivierungen, sekundäre Rationalisierungen. Aber doch nicht ausschließlich. Es gibt auch sittliche Tendenzen und Handlungen, die nicht auf Über-Ich-Angst, sondern auf Einfühlung in und Liebe für andere beruhen.

Bei oberflächlicher Betrachtung könnte man meinen, daß Freud die Existenz dieser Art Sittlichkeit nicht anerkennt, daß er alle Sittlichkeit als vom Über-Ich erzwungene, „legale" sieht. Doch ist dies nicht der Fall. Freud kennt die soziale Sittlichkeit, hat ihr Wesen und ihre Genese sogar meisterhaft klar beschrieben, nur hat er sie in seinen späteren Arbeiten außer acht gelassen, wodurch der Schein entstehen konnte, als ob er nur die „gesetzliche", die Zwangs-Sittlichkeit kenne.

In „Das Ich und das Es" — und schon in „Massenpsychologie und Ich-Analyse" — führt Freud aus, wie die „sozialen Gefühle" ursprünglich entstanden sein dürften zufolge der Nötigung zur Überwindung der Rivalität unter den Mitgliedern der jungen Generation, nach der Tötung des Vaters der Urhorde. Noch heute entstehen die sozialen Gefühle beim Einzelnen „als

1) Internationaler Psychoanalytischer Verlag, 1927.
2) Vgl. Felix Schottlaender: Bergson und die Psychoanalyse, diese Ztschr. 1931, Heft 3, S. 273.

Überbau über die eifersüchtigen Regungen gegen die Geschwister. Da die Feindseligkeit nicht zu befriedigen ist, stellt sich eine Identifizierung mit dem anfänglichen Rivalen her". Und die Vermutung liegt nahe, daß auch diese Identifizierung Ersatz einer zärtlichen Objektwahl ist, welche die aggressiv-feindliche Einstellung abgelöst hat.[1]

In diesen knappen Sätzen ist Wesen und Ursprung der sozialen Sittlichkeit mit unübertrefflicher Schärfe gezeichnet. Zuerst Rivalität, Eifersucht, Aggression. Weil diese Einstellung aber die Gegenaggression des Rivalen herausfordert, weicht sie einer positiven, zärtlichen Gefühlseinstellung, welche dann schließlich wieder von einer Identifizierung abgelöst wird. So entsteht die soziale Sittlichkeit, welche das Leben und die Interessen der anderen achtet, nicht mit Rücksicht auf die eigene Person allein, sondern auch mit Rücksicht auf die Person der anderen.

Der gewaltige Unterschied mit der Über-Ich-Sittlichkeit ist klar. Auch diese dient dem Interesse der anderen. Nur tut sie dies nicht, weil sie sich wirklich um die Schicksale der anderen kümmert, sondern lediglich im Interesse der narzißtischen Selbstwahrung.

Der von Freud derart geschilderten sozialen Sittlichkeit wohnt das Prinzip inne, das allen großen Morallehren, auch der christlichen, zugrunde liegt: das Prinzip der Reziprozität, das Bewußtsein, daß man andere nach gleichen Maßstäben zu beurteilen und zu behandeln hat wie sich selbst. Es ist die Wurzel aller wahrhaften Gerechtigkeit und Sittlichkeit, das *suum cuique* des römischen Juristen, das „was ihr wollt, das euch die Leute tun, das tut ihnen auch" des Evangeliums, das *tat twam asi* der Inder, das „Objektivitätsprinzip" Heymans'.[2]

Man könnte einwenden, daß doch auch diese Identifizierung ein narzißtischer Vorgang sei. Allerdings. Aber sie hat einen eigenen Charakter. Richtig ist, daß die bösen Absichten gegen den früheren Rivalen zunächst darum aufgegeben werden, weil man, nachdem man das Objekt introjiziert hat, mit diesem Objekt zugleich sich selbst treffen würde. Aber dieses „Selbst" ist eben nicht mehr das alte, enge Selbst, es hat das Selbst des anderen in sich aufgenommen. Die hier in Frage kommende Identifizierung ist eine Identifizierung *sui generis*. Sie ist nicht, wie etwa die Identifizierung bei der Melancholie, eine totale, welche das eigene Ich völlig aufzehrt, sondern eine partielle und vorübergehende. Man fühlt sich nicht ganz als das introjizierte Objekt, sondern fühlt sich als dieses auch. Man nimmt, sozusagen, in sich

---

1) Freud, Gesammelte Schriften, Band VI, S. 381, 382.

2) Prof. Dr. G. Heymans: Einführung in die Ethik, Barth, Leipzig, 1. Auflage 1914, S. 238 ff.

zwei Selbste wahr, das eigene und das introjizierte. Und die sittliche Aufgabe besteht nun darin, daß man die Wünsche, Interessen und Ansprüche des introjizierten Objekts in gleichem Maße gelten läßt wie die eigenen, also zwischen sich und diesen anderen nicht anders unterscheidet, als man tun würde, wenn alle die Wünsche, Interessen usw. die eigenen wären.[1]

So verstanden scheint das christliche Gebot: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst" nicht den Spott zu verdienen, womit es Freud in dem „Unbehagen in der Kultur"[2] überschüttet. Wenn dieses Gebot wirklich bedeutete, daß wir völlig Fremden genau dieselben Gefühle entgegenbringen und dieselbe Behandlung zukommen lassen sollten wie den „Unsrigen", wäre es gewiß ein irrsinniges Gebot. Aber weder Jesus noch Paulus haben dies je gemeint. Die Liebe zu den „Unsrigen", worüber Freud redet, und die allgemeine Menschenliebe des Evangeliums sind zwei verschiedene Dinge. Zwar hat auch unser Verhältnis zu Frau und Kindern den moralischen Anforderungen, die wir uns sonst stellen, zu entsprechen, allein dieses Verhältnis ist im Grunde kein sittliches, sondern ein biologisches. Wir „lieben" unsere Frau nicht, weil dies „sittlich" ist, sondern weil Eros uns dazu treibt. Und auch die Liebe zu unseren Kindern ist nicht sittlichen, sondern rein narzißtischen Ursprungs.[3]

Die Menschenliebe dagegen, welche das Christentum und alle großen Religionen und Morallehren predigen, ist rein sittlicher Natur. Sie fordert nicht von uns, daß wir einen verfaulten Landstreicher oder degenerierten Lustmörder mit unserer Frau und unseren Kindern gleichstellen und verhätscheln, sondern nur, daß wir auch in ihnen Menschen sehen, *made of the same stuff* wie wir, Menschen, die auch leben und glücklich sein wollen und dazu ebenso gut berechtigt sind wie wir. Daß wir, ihnen gegenüber, im Interesse der Gesamtheit, zu Maßnahmen gezwungen sind, welche ihren Wünschen entgegenlaufen, steht damit nicht im Widerspruch. Wir dürfen anderen gegenüber nach denselben Maßstäben handeln, die wir gegenüber uns selbst für berechtigt halten müßten, wenn wir diese anderen selbst wären. Daß unser Verhalten, in ethischer Hinsicht, noch sehr viel zu wünschen übrig läßt, ist nur allzuwahr. Unsere gesellschaftlichen Zustände, die auf der Unterdrückung der Mehrheit durch eine Minderheit gegründet sind, machen eine wirklich sittliche, gerechte Lebenshaltung noch unmöglich. Aber daß eine solche Gesellschaft sich auf die Dauer halten kann, wird auch von Freud

---

1) Heymans, l. c. S. 245.
2) S. 76 ff.
3) Freud: Zur Einführung des Narzißmus, Ges. Schriften, Band VI, S. 175.

verneint.[1] Das Reziprozitätsprinzip wird sich, will unsere Kultur nicht zusammenstürzen, auch gesellschaftlich immer mehr durchsetzen müssen; die Klassen können, um einen Ausdruck von Karl Marx zu gebrauchen, keine „ewige gesellschaftliche Kategorie" sein. Der gesellschaftliche Organismus wird immer organisch gegliedert sein müssen, aber die Unterdrückung, die Ausbeutung der materiell-arbeitenden Organe durch eine renteneinziehende Herrenschicht ist ein sozialneurotischer Zustand, der verschwinden muß und wird. Dann erst, wenn alle sozialen Organe dem Wohl des Ganzen und damit dem ihrigen frei dienen werden, ist auch die individuelle Durchführung des Reziprozitätsprinzips restlos möglich. Insoweit stimmen wir mit Freuds Aussage: das allgemeine Liebesgebot sei undurchführbar, überein. Nur sehen wir diese Undurchführbarkeit als eine relative, gesellschaftlich-bedingte. Die Unmöglichkeit des Gebotes an sich können wir nicht anerkennen.

Freud stellt die allgemeine Nächsten- und „Fernsten"-Liebe (Nietzsche), welche wir auch „Humanität" nennen könnten, auf eine Stufe mit unserem Gefühl für Insekten, Regenwürmer und Ringelnattern, die doch auch Wesen dieser Erde sind.[2] Obschon ich zugebe, daß wir auch diese Wesen möglichst schonen sollten, sie nicht „zum Vergnügen" töten oder verletzen, glaube ich doch nicht, daß ihre Gleichstellung mit Menschen unserem normalen Empfinden entspricht. Auch den niederen Tieren fühlen wir uns verwandt durch die Identität des „Willens zum Leben", der sie wie uns treibt. Aber den Menschen, auch den entartetsten und sittlich tiefststehenden, fühlen wir uns näher verwandt als Regenwürmern und Koralquallen, aus dem einfachen Grunde, weil wir ihnen mehr gleichen. Und wie groß diese Ähnlichkeit aller Menschen im tiefsten ist, hat wohl niemand überzeugender nachgewiesen als eben der Schöpfer der Psychoanalyse. Darwin brachte uns die Tiere näher, indem er ihre Stammesverwandtschaft mit dem Menschen nachwies. Freud brachte uns den Menschen näher, auch den Menschen, welcher uns am fernsten stand, den wir in seiner rücksichtslosen Asozialität bisher nicht verstehen konnten: den Verbrecher. Was Dostojevski uns in seinen gewaltigen Dichtungen ahnen ließ, daß wir alle im Tiefsten unserer Seele Verbrecher sind, Mörder und Wollüstlinge, das wurde uns von Freud wissenschaftlich-methodisch gezeigt. Die Psychoanalyse scheint mir daher, wie von Pfister schon wiederholt betont wurde, den höchsten ethischen Forderungen nicht nur nicht entgegenzulaufen, sondern diese im Gegenteil aufs entschiedenste fördern zu können. Freuds Kampf gegen das christliche

1) Die Zukunft einer Illusion, Ges. Schriften, Band XI, S. 419.
2) Das Unbehagen in der Kultur, S. 77, 78.

Liebesgebot ist geistvoll wie alles, was seiner Feder entstammt. Aber sie scheint mir nicht gerecht und auch analytisch nicht begründet.

Zum Schluß sei noch auf eine merkwürdige Bestätigung hingewiesen, welche unsere Unterscheidung von den zwei Sittlichkeiten in der Religionsgeschichte findet. Ich meine den vor allem von Paulus und Luther hervorgehobenen Gegensatz von Gesetz und Christus. Christus bedeutet, nach dieser Auffassung, die Aufhebung des Gesetzes. Der Mensch, der früher unter dem Zwang des mosaischen Gesetzes seufzte, wird von Christus zur Freiheit erlöst. Das Gesetz, sagt Luther, ist „der große, gewaltige Hammer", den unser Herrgott zuhanden nimmt, damit er die Bestie mit alle dem darauf sie sich verläßt, auf Stücken schmeißt, zerschmettert und zunichte macht, auf daß sie endlich empfinde und inne werde, daß sie verloren und verdammt sei . . . Aber wenn einer also erschreckt und zu Boden geschlagen ist, da ist es Zeit, daß er sehe, nicht auf den Berg Sinai, wie der rauche und brenne, sondern auf den Berg Moria, darauf Christus seine liebliche Wohnung hat, und daß er höre, was der Herr Christus sagt, der holdselige Lippen hat und darum viel besser beredt ist denn Moses mit seiner schweren Zunge und Sprache . . ."[1]

Wenn wir diese wunderbar kräftigen Worte in die abstrakte psychoanalytische Sprache zu übersetzen versuchen, was bedeuten sie denn anderes, als die durch den Glauben in Christum erreichte Befreiung vom mörderischen Über-Ich? Und wodurch kam, psychologisch gesehen, diese Befreiung zustande? Durch die Identifizierung der „Brüder" in Christo, durch die Ablösung des grausamen Über-Ich-Teufels von dem Gott der Liebe und Gnade. Auch dieser Gott „forderte" zwar ein sittliches Leben, aber er war, im Gegensatz zum „Gesetz", zugleich das Ideal der höchsten Vollkommenheit, das Bild, dessen Verwirklichung oder wenigstens Annäherung das mächtigste Sehnen der Seele war. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Wenn auch dieses Wort rein ethisch gemeint ist, so wurde es doch vom Unbewußten der Gläubigen in viel weiterem Sinne verstanden, als die Vollkommenheit schlechthin, nicht nur als die absolute Güte sondern auch als das absolute Glück, die absolute Seligkeit. Wenn man nun „gut" handelte, wenn man seinen Egoismus eindämmte und für andere lebte, tat man dies nicht, wie früher, mit Widerstreben, aus Angst vor dem „großen, gewaltigen Hammer" des Über-Ichs, sondern in einem Gefühl der überströmenden Seligkeit, daß man nun so handle wie der große Vater im Himmel, „der seine Sonne aufgehen läßt über die Bösen und

---

1) Ausführl. Erkl. d. Ep. a. d. Galater, Cap. 3, 19, Wittenb. Ausgabe 8, S. 2283 ff.

über die Guten und regnen läßt über Gerechte und Ungerechte ..." und seines Lohnes gewiß sei.

Die paranoide Gleichstellung mit dem Vater wurde verhindert durch den Gedanken der Gottes kindschaft und durch die Mittlerrolle des Sohnes. Der Abstand zwischen Gott und Mensch blieb — anders als in der späteren Mystik[1] — völlig bewahrt. Die Vollkommenheit des Vaters blieb das in diesem Leben unerreichbare Ideal, dessen Glanz aber dieses ganze Leben überstrahlte. Und die „Gemeinschaft" in Christo, im göttlichen Sohne, führte eine gegenseitige Identifizierung der „Brüder" herbei, welche einen großartigen Aufschwung der sozialen Gefühle zufolge hatte. Daß diese ethische Befreiung später wiederum einer neuen „Gesetzlichkeit", der kirchlichen, wich, ist leider wahr. Aber dies ist weder die Schuld Jesu noch diejenige Paulus' gewesen, und ebensowenig ist daraus auf die Undurchführbarkeit des Liebesgebotes an sich zu schließen.

Wie es auch unberechtigt sein würde, auf Grund des allgemeinen neurotischen Charakters der heutigen Menschheit einen Zustand sozialer Gesundheit für ewig unmöglich zu erklären. Die Kulturmenschheit ist noch jung. Ein Jahrtausend bedeutet für sie vielleicht, was ein paar Jahre für uns sind. Eigentlich steht die „Menschheit" noch in ihrem ersten Beginn. Ihr Organismus fängt erst an, sich aus den verschiedenen „großindividuellen" Zellenkolonien zusammenzusetzen.

Aber wenn es je zu einer einheitlichen, gesunden Menschheit kommt, wird dies dem Siege der sozialen Sittlichkeit zu verdanken sein. Der Über-Ich-Hammer darf, in der Kindheit des Individuums und der Gesellschaft, ein unvermeidliches Erziehungsmittel sein, zur Erreichung wahrer individueller und sozialer Gesundheit ist er untauglich. Nur die freie, bewußte soziale Sittlichkeit führt zu Frieden und Harmonie, für den Einzelnen sowohl wie für die Gesamtheit.

---

1) Schwester Katrei sagt zu Meister Eckhart: „herre, vrewet iuch mit mir, ich bin got worden." Meister Eckhart, herausgeg. von Franz Pfeiffer, Leipzig 1857, S. 465.

Über Homosexualität

Von

Otto Fenichel

Von Otto Fenichel sind soeben im Internationalen Psychoanalytischen Verlag, Wien, zwei Bücher erschienen: „Hysterien und Zwangsneurosen“ (Geh. M. 7·—, in Ganzleinen M. 9·—) und „Perversionen, Psychosen, Charakterstörungen“ (Geh. M. 8·—, in Ganzleinen M. 10·—). Aus dem ersten Kapitel des letzteren Buches geben wir hier ein Bruchstück, das die Homosexualität behandelt. Wir lassen dabei hier sowohl die Fußnoten, Literaturverweisung, als auch größtenteils die in den Text eingeschalteten Krankengeschichten weg.

Perverse sind nicht, wie neuerdings wieder behauptet wurde, „Kümmerformen“, nichts „Untermenschliches“. Die Behauptung, daß alle Perversen psychopathisch oder minderwertig wären, hat keine andere Berechtigung als etwa die analoge Behauptung von den Neurotikern, und scheint eher einer gewissen allgemeinen menschlichen Angst vor der Anerkennung der Perversion zu entsprechen als sachlichen Argumenten. Die Perversionen sind im Gegenteil gerade etwas Menschliches, und zwar Allgemeinmenschliches. Bloch hat zuerst nachgewiesen, daß die allgemeine Wertung ihnen Unrecht tut, daß sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern geübt wurden und zu bestimmten Zeiten allgemein geduldet und anerkannt waren. Freud hat das ergänzt: Perverse Neigungen und gelegentliche perverse Handlungen oder wenigstens Phantasien kommen bei jedem Menschen vor, beim Normalen wie beim Neurotiker, dessen Symptome sich in der Analyse als entstellte perverse Handlungen herausstellen. „Wenn es aber richtig ist“, schließt daraus Freud, „daß die reale Erschwerung oder Entbehrung einer normalen Sexualbefriedigung bei Personen perverse Neigungen zum Vorschein bringen, die sonst keine solchen gezeigt hatten, so muß bei diesen Personen etwas angenommen werden, was den Perversionen entgegenkommt; oder, wenn Sie so wollen, sie müssen in latenter Form bei ihnen vorhanden sein.“ Es ist heute schon allgemein bekannt, was unter diesen „latenten Perversionen“, die es jedem ermöglichen, unter widrigen Umständen pervers zu werden, zu verstehen ist: die infantile Sexualität, die inhaltlich identisch ist mit der perversen. Die Tatsache, daß alle Menschen unter Umständen pervers handeln können, erklärt sich aus der Banalität, daß alle einmal Kinder waren.

Die Psychoanalyse Erwachsener und die direkte Kinderbeobachtung erweisen, daß Kinder sadistisch und masochistisch handeln, daß sie, wie am

Grausamen, so auch am Schmutzigen sexuellen Genuß haben, daß sie in genitaler wie in exkretorischer Hinsicht gern beschauen und beschaut werden, daß sie in ihrer Liebeswahl nicht auf ein Geschlecht beschränkt sind, ja daß sie sich wie kleine Fetischisten benehmen. Die genauere Darlegung der infantilen Sexualität und ihrer Entwicklung müssen wir uns auch an dieser Stelle ersparen; sie muß als bekannt vorausgesetzt werden. Aber es ist doch naheliegend, daß die Handlungen oder Neigungen erwachsener Perverser etwas zu tun haben müssen mit den entsprechenden Neigungen oder Handlungen ihrer Kinderzeit. Ja, dieser Verdacht wird zur Gewißheit, wenn wir hören, daß die selteneren atypischen Perversionen, die nur bei der Erfüllung ganz sonderbarer Bedingungen Befriedigung finden können, mit entsprechenden Erlebnissen einer speziellen Kindheitsgeschichte in Zusammenhang gebracht werden können.

Die Perversen benehmen sich in sexueller Hinsicht ähnlich wie die Kinder. Die Perversionen sind also Entwicklungsanomalien. Aber welcher Art? Sind die Perversen einfach in der Entwicklung steckengeblieben, so daß ihre Sexualität infantil geblieben ist und die Entwicklung zum Genitalprimat nicht mitgemacht hat? Gewiß gibt es auch solche Formen, die man etwa „sexuelle Infantilismen“ nennen könnte. Sie sind dadurch charakterisiert, daß sie alle möglichen perversen Neigungen ohne Ordnung nebeneinander haben („polymorph pervers“ sind), daß der Akzent ihres Sexuallebens in höherem Maße auf die Vorlust verschoben ist, so daß sexuelle Erregung und Befriedigung nicht scharf unterscheidbar sind, und endlich dadurch, daß sie meist auch auf außersexuellem Gebiete ein mehr oder weniger infantiles Benehmen zur Schau tragen. Man sieht: das Gros der Perversen entspricht diesem Bild ganz und gar nicht. Bei ihnen ist in der Regel die sexuelle Befriedigung nur bei einer bestimmten Art von Sexualhandlung zu erreichen, bei der, mag auch vielleicht durchschnittlich die Vorlust mehr im Vordergrund stehen als beim Normalen, das Endlusterlebnis doch der Vorlust scharf gegenübersteht. Das Sexualleben solcher Perverser ist also nicht einfach ein kindliches geblieben. Es wird sich wohl ähnlich verhalten wie bei der Zwangsneurose, wo man auch nach Entdeckung der prägenitalen Natur ihres unbewußten Trieblebens vor der Frage steht, ob Entwicklungshemmung oder Regression vorliegt, und man sagen mußte, daß Entwicklungshemmungen zwar vorkommen, für die typischen Fälle aber Regression verantwortlich ist. Auch die Perversion ist also keine einfache, sondern eine komplizierte Entwicklungsanomalie. Der perversen Sexualität fehlt nicht einfach die Unterordnung unter den Genitalprimat wie den „polymorph perversen“ Kindern, sondern sie erscheint ebenfalls organisiert, nur nicht unter dem Primat des Genitales, son-

dern unter dem eines bestimmten Partialtriebes, der auf Kosten aller andern hypertrophiert ist. Es macht den Eindruck, als sei die Energie sämtlicher infantiler Partialtriebe auf einen einzigen konzentriert worden.

Was kann einem Partialtrieb ermöglichen, den Genitalprimat aus dem Felde zu schlagen? Wie immer: 1) konstitutionelle Momente und 2) Erleben.

Ad 1): Trotz der Erkenntnisse über die infantile Sexualität wäre es immer noch möglich, daß bei den eigentlichen Perversionen, deren Sexualbefriedigung nur durch die Befriedigung eines bestimmten Partialtriebes möglich ist, eine konstitutionelle Verstärkung dieses Partialtriebes, eventuell innersekretorischer Natur, den Ausschlag gäbe. Aber zweierlei ist dazu zu bemerken: a) Wir müssen uns hier auch eine konkrete Vorstellung darüber machen, was für ein biologisches Faktum unter einem solchen „konstitutionellen Moment" vorzustellen ist. Sicher ist es nicht so einfach, wie es manche Autoren, die mit neuen lateinischen Wortbildungen rasch bei der Hand sind, sich vorstellten, daß jedem Partialtrieb ein bestimmtes Hormon entspräche, das bei der betreffenden Perversion quantitativ verstärkt wäre. Vielleicht wird gerade die Psychoanalyse, der immer vorgeworfen wird, daß sie das konstitutionelle Moment zu sehr vernachlässige, in Wahrheit auch dazu berufen sein, erst eine konkrete Vorstellung über dessen Natur zu ermöglichen. — b) Durch den Nachweis der „latenten Perversionen" wurde die Differenz zwischen Gesunden und Perversen verwischt und durch den weiteren Nachweis, daß Gesunde durch Lebensumstände pervers werden können, die Bedeutung der Konstitution, die ja als allein ausschlaggebend gelten sollte, wenigstens für einen Teil der Perversen ganz erheblich eingeschränkt.

Ad 2): Bei den Neurosen hatten wir eine „Ergänzungsreihe" zwischen Konstitution und Erleben angenommen, in dem Sinne, daß konstitutionell belastete Menschen bei geringfügigen auslösenden Erlebnissen, aber auch konstitutionell Unbelastete bei sehr schwerem Erleben neurotisch erkranken können. Nicht anders dürfte es sich bei den Perversionen verhalten. Aber was für ein „Erleben" ist dabei vorzustellen? Auch hier bieten Erfahrung und Überlegung zunächst Übereinstimmungen mit den Neurosen und nicht Differenzen. Es kommt in Betracht:

a) fixierendes Erleben: Der Perverse hat aus seiner Kindheit eine Fixierung an die erogene Zone oder an den Partialtrieb, die in seiner Perversion vorherrschen, mitgebracht. Als fixierendes Erlebnis kommen wie in der Ätiologie der Neurosen besondere Befriedigungen und besondere Versagungen und Momente, welche beides auslösen, in Betracht. Hier wird diese grundlegende Erkenntnis sogar nicht einmal der Psychoanalyse verdankt. Schon vor ihr war bekannt (Binet), daß Perversionen häufig auf

bestimmte Kindheitserlebnisse zurückgeführt werden können, an die die Patienten fixiert geblieben sind. Der Psychoanalytiker muß allerdings häufig feststellen, daß solche Kindheitsszenen nicht die Ursache, sondern schon die erste Äußerung der späteren Perversion sind. Besonders wenn erklärt wurde, die Perversion gehe darauf zurück, daß die Sexualerregung zum ersten Mal aufgetreten sei, während „zufällig" gleichzeitig etwas geschah, woran durch diesen Zufall späterhin die Sexualerregung des Patienten geknüpft blieb, so werden wir darin nur ein Ausweichen vor der Frage sehen, warum eben die Sexualerregung damals gerade bei diesem Anlaß auftrat. Solche Kindheitserlebnisse haben nicht nur einfach „fixierenden" Charakter, indem sie geeignet sind, einen Partialtrieb besonders zu befriedigen und dadurch zu fixieren, sondern sie erweisen sich in der Analyse als „Deckerinnerungen", die erst nach Aufhebung der mit ihrer Errichtung verbundenen Verdrängungen ihren wahren Sinn verraten. Das ist besonders dann der Fall, wenn diese Szenen in der bewußten Erinnerung des Patienten besonders markiert sind, und er allzu deutlich die Neigung zeigt, seine ganze Perversion auf sie zurückzuführen.

b) Enttäuschungen, die zur Regression auf die Fixierungspunkte Anlaß geben: Auch das scheint inhaltlich nicht anders zu sein als bei den Neurosen. Solche Enttäuschungen sind nicht immer sehr deutlich ausgesprochen, so daß man imstande wäre, sie ohne Analyse zu erkennen. Aber die seltenen Fälle, in denen sie es sind, sind umso verständlicher und dürfen deshalb zum Verständnis der Perversion überhaupt besonders herangezogen werden. Wir sehen manchmal, wie eine Perversion erst nach Enttäuschungen im normalen Liebesleben einsetzt. So ist es für eine bestimmte Klasse von Homosexuellen charakteristisch, daß sie erst nach Enttäuschungen am anderen Geschlecht die verhängnisvolle Wendung in ihrer Objektwahl vollzogen haben. Bis jetzt sahen wir also keinen Unterschied in der Ätiologie von Perversionen und Neurosen. Die Formel des Rückgreifens auf Fixierungspunkte nach äußeren Versagungen haben wir ja auch als für diese gültig erkannt. Nach diesem Rückgreifen spielt sich allerdings dort erst der eigentliche pathogene Faktor, die innere Versagung (die Verdrängung oder, richtiger, die Abwehr) ab, die den Sexualtrieb eben wegen des infantilen Charakters, den er angenommen hat, unterdrücken will, und gegen die oder in Verbindung mit der sich der Trieb dann im Symptom dennoch durchsetzt. Daher hatte die Formel Freuds einen Sinn, die Neurose sei das „Negativ der Perversion", nämlich eine entstellte Perversion, die, durch die Abwehr beeinträchtigt, sich unkenntlich machen mußte. Es ist naheliegend, die Hypothese aufzustellen, die Freud auch früher vertreten hat: Die Entscheidung,

ob eine Neurose oder Perversion sich entwickle, fällt nach der verhängnisvollen Regression zu den Fixierungspunkten. Durch sie nimmt die Sexualität perverse (infantile) Formen an. Das Weitere hängt davon ab, wie das Ich sich nun verhält. Billigt es diese entstellte Sexualität, so tritt sie eben auch in Erscheinung und es entsteht eine Perversion; wehrt es sie ab, so bildet sich eine Neurose.

Aber leider ist es nicht immer so einfach, wie man gern möchte. Der Sachverhalt ist komplizierter, und diese einfache Hypothese muß erst ausgiebig kommentiert werden, soll sie ihm genügend gerecht werden. Der Perverse hat, wie seine Analyse nachweist, nicht nur wie jeder Mensch seine Verdrängungen, sondern auch ätiologisch ausschlaggebende spezifische Verdrängungen. Es kann gar keine Rede davon sein, daß er die ganze infantile Sexualität, die durch die Regression aufgefrischt wurde oder an die er fixiert blieb, „bejahte" oder bewußt hätte. Trotz der manifesten Differenzen zwischen Neurose und Perversion scheint ihr innerer Bau ähnlicher, als dem Forscher, der die Differenzen recht einfach erklären möchte, lieb ist.

Die Bejahung durch das Ich, die „Nicht-Abwehr" betrifft nicht die wiederaufgefrischte oder erhalten gebliebene infantile Sexualität, sondern nur einen ganz bestimmten Teil von ihr, den perversen Partialtrieb, der als Überrest einer untergegangenen Welt übriggeblieben scheint. Freud hat deshalb seinerzeit mit Recht von einer „Partialverdrängung" gesprochen, die den Perversen kennzeichnet. Vielleicht können wir dieses seltsame Phänomen eher verstehen, wenn wir zum Vergleich ein anderes Gebiet heranziehen, wo ebenfalls einzelne Inseln als Überreste eines großen versunkenen Kontinents erhalten blieben: die Deckerinnerungen.

Wenn ein Mensch von seiner Kindheit nichts mehr weiß, so glauben wir, daß er sie verdrängt hat. Wenn er einzelne banale Bilder erinnert, so imponiert das zunächst als eine positive Gedächtnisleistung, als eine merkwürdige Nicht-Abwehr einzelner Kindheitserlebnisse. Es stellt sich aber heraus, daß auch solche positive Erinnerungen Anzeichen und Äquivalente vorgenommener Verdrängungen sind. Andere und bedeutendere Erlebnisse konnten vergessen werden, weil diese gemerkt wurden. Ganz ähnlich hier: Wenn an Stelle der infantilen Sexualität nur mehr Symptome auftreten, so glauben wir, daß jene verdrängt worden sind. Wenn aber einzelne Äußerungen der infantilen Sexualität festgehalten werden, was zunächst wieder als Unterbleiben von Verdrängungen imponiert, so könnte es sich auch hier verhalten wie bei den Deckerinnerungen, daß gerade durch das Bewußtwerden einzelner Teile andere Teile in der Verdrängung gehalten werden. Diese

Theorie der Perversionen, die von Sachs stammt, ist nun, bevor wir sie weiter kommentieren, mit analytischem Material zu erhärten. Dazu müssen wir allerdings ins Spezielle übergehen.

Wir wählen dazu die Homosexualität, obwohl gerade sie nicht einfach als Partialtrieb der menschlichen Sexualität bezeichnet werden kann. Dennoch steht auch sie insofern der infantilen Sexualität nahe, als bei Kindern im allgemeinen die Geschlechtszugehörigkeit des Objektes weniger bedeutungsvoll ist als bei Erwachsenen; gewisse zielgehemmte homosexuelle Neigungen überwiegen bekanntlich normaliter in einem bestimmten Alter über heterosexuelle Objektwahlen.

Die Homosexualität wird eingehender als andere Perversionen untersucht in der ersten der „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" von Freud. In dieser Arbeit wird nicht nur die ganze Problemstellung der voranalytischen Sexuologie als unbrauchbar nachgewiesen, sondern es werden auch die Beiträge, die die Psychoanalyse zum Verständnis der Homosexualität liefern konnte, so prägnant dargestellt, daß wir im Folgenden nur ihre Wiederholung und Kommentierung bringen können.

Wir müssen dabei von dem Tatbestand ausgehen, den man die Bisexualität nennt. Darunter versteht man 1) einen biologischen Sachverhalt, der, sehr wichtig für Grenzgebiete zwischen Psychoanalyse und Biologie, uns klinisch hier wenig interessiert. Ich erinnere etwa an den Umstand, daß Ductus Wolffi und Ductus Mülleri in jeder Keimanlage vorhanden sind und Reste des gegengeschlechtlichen Ganges sich in der Normalanatomie beider Geschlechter nachweisen lassen. Oder — prinzipiell bedeutsamer — an die im Anschluß an Schaudinn vorgenommenen Untersuchungen von Hartmann, derzufolge jede einzelne lebende Zelle die materiale (weibliche) und lokomotorische (männliche) Komponente nebeneinander enthält und „Sexualität" eine „relative" Eigenschaft ist, so daß ein- und dieselbe Zelle einer weiblicheren gegenüber männlich, einer männlicheren gegenüber weiblich sich benehmen kann; 2) einen psychologischen, der wahrscheinlich nur Ausdruck des biologischen ist, uns aber weit mehr angeht als dieser. Er läßt sich für unsere Zwecke etwa folgendermaßen formulieren: Jeder Mensch hat in seinem Unbewußten auch homosexuelle Regungen mit im engsten Sinne sexuellen Zielen; jeder Homosexuelle auch entsprechende heterosexuelle Regungen. Die Sexualtriebe sind also bei ihrer Objektsuche nicht durch das Geschlecht so eingeschränkt, wie man gewöhnlich annimmt. Die Verlötung von Trieb und Objekt ist locker, die Geschlechtszugehörigkeit des Objektes von vornherein nicht so wichtig.

Von dieser Erkenntnis aus wird die normale Entwicklung, die ja auch

dazu führt, daß diese ursprünglich nicht geschlechtsgebundene Objektwahl sich auf ein Geschlecht, nämlich das heterosexuelle, beschränkt, ebenfalls zum Problem. Es ist für den Mann leichter zu lösen als für die Frau, da ihm ja durch das Geschlecht seines ersten Liebesobjektes, der Mutter, der Weg zum weiblichen Geschlecht gewiesen wird. Für das Mädchen bleibt die normale Geschlechtseinschränkung der Objektwahl, will man sich nicht einfach darauf zurückziehen, sie sei „biologisches Faktum", ein ebenso ernstes Problem wie die entgegengesetzte Geschlechtseinschränkung beim Homosexuellen. Es ist auch in letzter Zeit Gegenstand vielfacher Diskussion geworden. — Wir wollen uns aber nicht von unserer Aufgabe, die homosexuelle Einschränkung der Objektwahl zu erklären, abführen lassen. Der Homosexuelle hat also, wie jeder Mensch, zunächst die Fähigkeit, beide Geschlechter zum Objekt zu wählen. Was schränkt die Möglichkeit in dem von uns als pathologisch gewerteten Sinne ein?

1) Biologische Momente: Wenn wir auch zu ihrer Aufklärung psychoanalytisch wenig beitragen können — und auch die Erörterung dieses Wenigen vorläufig noch aufschieben, — so unterschätzen wir sie doch keineswegs. Die Annahme der biologischen Bisexualität bringt ja auch schon die Überzeugung mit sich, daß es einzelne männliche Individuen mit mehr weiblicher, einzelne weibliche mit mehr männlicher Einstellung geben muß. An dieses biologische Moment werden wir besonders dann denken, wenn mit der Homosexualität auch somatische Eigenschaften des anderen Geschlechts Hand in Hand gehen. Bekanntlich ist das keineswegs immer der Fall, vielleicht bei Frauen häufiger als bei Männern. Wenn auch die Hoffnungen, die sich an die Meinung Steinachs von Zelldifferenzen im Zwischengewebe des normalen und des homosexuellen Hodens knüpften, sich nicht bewährt haben, so zweifeln wir doch nicht daran, daß es zukünftiger biologischer Forschung gelingen wird, andere analoge Differenzen nachzuweisen.

2) Psychologische Momente: Wir werden hier am besten von der sogenannten „okkasionellen" Homosexualität ausgehen. In Situationen, wo Frauen fehlen, auf Schiffen, in Gefängnissen etc., pflegen auch sonst durchaus normale Männer homosexuell zu verkehren. Das beweist zunächst die allgemeine Verbreitung der „latenten" Perversion, das, was wir die psychologische Bisexualität nannten. Ohne sie wäre eine solche vorübergehende Hinwendung zur Homosexualität nicht denkbar. Aber es bringt uns auf den Gedanken, ob nicht alle Homosexualität ähnlich gebaut sein könnte, indem nur das Fehlen der Frau, das hier durch äußere Umstände bedingt ist, dort seine inneren Gründe hätte. Es könnte so sein, daß es für den Homosexuellen aus problematischen Gründen einfach keine Frau mehr gibt. Dieser

Gedanke wird oft durch zweierlei Tatbestände außerordentlich gestützt: Erstens müssen sehr viele Homosexuelle bei näherer Befragung zugeben, daß sie dem weiblichen Geschlecht nicht, wie sie zuerst meist angeben, gleichgültig, sondern ablehnend gegenüberstehen, daß sie die Frau oder ihre Genitalien als schrecklich oder ekelhaft oder sonstwie ablehnenswert empfinden. Wie die „Unmusikalischen“, die erkennen, daß Musik ihnen nicht gleichgültig, sondern unangenehm ist, uns damit beweisen, daß ihnen nicht musikalische Fähigkeiten abgehen, sondern daß sie psychogen gehemmt sind, so beweisen uns solche Homosexuelle, daß ihnen die Wahl von Frauen zu Objekten erst durch einen inneren Grund unmöglich gemacht wurde. — Der zweite Umstand ist die Kenntnisnahme der schon erwähnten Fälle, in denen die Wendung zur Homosexualität nach einer akuten Enttäuschung am weiblichen Geschlecht eintrat. Der Kranke sagte sich gleichsam: mit dem Geschlecht, mit dem man solche Erfahrungen machen kann, will ich nichts zu tun haben; für mich sind keine Frauen mehr da. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine solche Wendung nicht möglich wäre, wenn eine solche Enttäuschung sich nicht mit einer anderen tiefer liegenden, mit einer, die in der Kindheit gemacht und verdrängt wurde, verbinden könnte.

So können wir annehmen, daß Homosexuelle Menschen sind, denen irgend ein Umstand, irgend eine frühe, tiefe Enttäuschung das weibliche Geschlecht verleidet. Die Analyse der Homosexuellen bestätigt eine Regel, die man schon bei der Analyse der Neurotiker aufstellen kann. Wo der Geschlechtsunterschied im Gegensatz zu seiner genuinen relativen Belanglosigkeit im Unbewußten von ausschlaggebender Bedeutung ist, wo die Erfahrungen, die mit einem Menschen gemacht werden, unbewußt gerade auf das Geschlecht des betreffenden Menschen bezogen werden, handelt es sich um den Kastrationskomplex. Dazu stimmt der Umstand, daß die Ablehnung der Frau durch die Homosexuellen eine exquisit genitale ist. Viele homosexuelle Männer sind mit Frauen sehr befreundet und anerkennen sie durchaus, nur in genitaler Beziehung schrecken sie vor ihnen zurück Bisher hat die Analyse von Homosexuellen immer gezeigt: sie leiden an den Folgen verdrängter Erinnerungen, an vom weiblichen Genitale ausgehenden Kastrationsängsten. Freud hat es einmal so formuliert, daß er sagte, die Homosexuellen hingen so sehr an der Vorstellung des Penis, daß sie ihn bei ihrem Partner nicht missen wollen. Vielleicht läßt sich das auch negativ formulieren: Sie schrecken so sehr vor dem penislosen Genitale zurück, daß sie einen solchen Partner ablehnen müssen.

Enttäuschende oder angsterregende Wirkungen im Sinne des Kastrationskomplexes können vom Anblick des weiblichen Genitales für das männliche

Kind in zweierlei Weise ausgehen. Einmal erinnert, wie Freud gezeigt hat, die reale Penislosigkeit der Frau, also die Kenntnisnahme des Umstandes, daß es tatsächlich penislose Wesen gibt, an die Möglichkeit, man könne auch den eigenen Penis verlieren; alte Kastrationsdrohungen können dadurch erst nachträglich zur Wirkung gelangen. Zweitens wird das weibliche Genitale — in Verbindung der Kastrationsangst mit alten oralen Ängsten — selbst als kastrationsgefährliche Waffe perzipiert, die den Penis abbeißen oder abzwicken könnte. Sehr häufig sind Kombinationen beider Angstformen.

Auf solchen Kastrationsschock durch den Anblick eines weiblichen Genitales gibt es nun viele Reaktionen. Er ist auch keineswegs für die Homosexuellen pathognomonisch, sondern ist häufig genug auch in der Analyse Heterosexueller nachweisbar. Erst die Reaktion auf diesen Schock kann das sein, was für die Homosexualität charakteristisch ist. Nach Objektverlust oder nach Enttäuschungen an einem Objekt pflegt der Mensch ganz allgemein von der Objektliebe auf deren Vorstufe, die Identifizierung, zu regredieren, und das Objekt, das er nicht mehr haben kann, selbst zu werden. Auch der homosexuelle Mann hat sich nach der Enttäuschung am weiblichen Geschlecht mit demselben identifiziert, aber was den Ausschlag darüber gibt, ob er homosexuell wird oder nicht, kann nur der Umstand sein, an welcher Stelle, in welcher Eigenschaft diese Identifizierung erfolgt. Sie erfolgt beim Homosexuellen gerade im Punkte der Objektwahl, d. h., er wird nach der Enttäuschung an der Mutter gerade in der einen Eigenschaft mutter-ähnlich, daß er von nun an gleicherweise liebt wie die Mutter, nämlich Männer.

Wir haben hier den Ausdruck „Mutter" für den allgemeineren „Frau" gebraucht. Wir dürfen das mit ruhigem Gewissen tun, denn die Analyse des Homosexuellen weist uns die Wirksamkeit des Ödipuskomplexes mit mindestens der gleichen Stärke nach wie die des Hysterikers oder Zwangsneurotikers, ja, wahrscheinlich häufig mit größerer Stärke. Denn in der vergessenen Vorgeschichte der Homosexuellen lassen sich häufig ganz besonders intensive Verliebtheiten in die Mutter oder in Muttersatzfiguren nachweisen. Vielleicht ist diese Intensität der ursprünglichen Liebe auch neben anderen Faktoren mit dafür verantwortlich zu machen, daß die spätere Identifizierung gerade an der Stelle der Objektwahl geschieht.

„Kann ich nicht die Mutter haben (weil ich ein penisloses Wesen nicht haben kann), so will ich die Mutter sein", ist die Formel der männlichen Homosexualität. Die weitere Entwicklung kann dann verschiedene Bahnen einschlagen.

a) Ein Typus, dessen Narzißmus über seine Femininität überwiegt, wird vor allem dafür sorgen, daß die ersehnte Ödipusbefriedigung ihm wenigstens

jetzt auf narzißtischem Boden nicht entgehe. Er wird sich eben dadurch identifizieren, daß er sich nunmehr so verhält, wie er bisher gern gehabt hätte, daß die Mutter sich zu ihm verhalten solle. Zu diesem Zwecke wendet er sich an Objekte, die ihm selbst möglichst ähnlich sind, also meistenteils jüngere Männer oder Knaben, die er als ich-ähnlich auswählt, und denen er alle die Liebe und Zärtlichkeit zukommen läßt, die er sich von seiner Mutter ersehnt hatte. Während er also die Mutter agiert, bleibt er gleichzeitig gefühlsmäßig seinem Objekte, das er nach dem narzißtischen Typus der Objektwahl wählt, sehr nahe verbunden und fühlt mit ihm. — Natürlich kann dieses einfache Entwicklungsschema in der Praxis allerhand Komplikationen unterworfen sein. Die häufigste ist wohl die, daß der Homosexuelle dieses Typs nicht die Mutter selbst agiert, sondern eine Ersatzperson, häufig eine Schwester, sei es, daß er schon frühzeitig die der Mutter geltende Liebe auf diese übertragen hatte, sei es, daß diese Übertragung erst gleichzeitig mit der Rückwandlung der Liebe in eine Identifizierung vor sich ging. So entsteht der häufig äußerlich sehr aggressive „Subjekthomoerotiker", der sich aktiv jüngere Objekte sucht. Bei manchen Fällen dieses Typs mag es aber auch mit der manifesten Aggressivität nicht sehr weit her sein, oft gerade dann nicht, wenn sie in tieferer Schicht (im ursprünglichen Ödipuskomplex) besonders aggressiv eingestellt waren.

b) Ein anderes Bild entwickelt sich, wenn nach erfolgter Identifizierung mit der Mutter eine starke anale Fixierung für die weitere Entwicklung ausschlaggebend wird. Es geht dann nicht darum, die von der Mutter ersehnte Zärtlichkeit einem anderen zukommen zu lassen und mit ihm mitzugenießen, sondern es wird die Identifizierung mit der Mutter auf die ersehnte Befriedigung selbst ausgedehnt. Indem mit der Regression von der Objektliebe zur Identifizierung eine von der phallischen zur analen Erotik Hand in Hand geht, wird der Wunsch, sexuelle Befriedigung bei der Mutter zu genießen, in den verwandelt, sexuelle Befriedigung zu genießen w i e die Mutter, und von dieser Einstellung aus der Vater zum Objekt genommen, dem man sich genital (anal) hingeben will. — Schon an der Zwangsneurose kann man sich davon überzeugen, welche Umstände eine anale Regression ermöglichen, und warum eine solche eine Verstärkung der Femininität zur Folge haben muß. Es ist gerade die übergroße Kastrationsangst, die die Begriffe „Sexualbefriedigung" und „Kastration" unlösbar verlötet, so daß die Kastration selbst (als Vorbedingung der femininen Befriedigung) Triebziel wird, obwohl eine solche Entwicklung die gleichzeitige Kastrationsangst nicht ausschließt, sondern nur verstärkt. Der Homosexuelle dieses Typs hat wirklich dieselbe Entwicklung manifest und positiv, die der Zwangsneurotiker latent und negativ hat.

Auf diese Weise entstehen aggressionsgehemmte „Objekt-Homoerotiker", die sich feminin einstellen und vom Mann genommen werden wollen (was nicht ausschließt, daß auch sie unter Umständen in einer tieferen Schicht umso aggressiver sind; wie diese Femininität typischerweise ein Ausgang aus den Konflikten des Ödipuskomplexes ist, so mag die besondere Passivität dieses Ausgangs häufig die besondere Aggressivität der Ödipuseinstellung decken). Abgekürzt kann man sagen, es handelt sich hier um Menschen, deren Ödipuskomplex in eine relative Verstärkung der negativen, für das andere Geschlecht charakteristischen Ödipuseinstellung auslief.

Wir fassen zusammen: Der erste Typus will sein ich-ähnliches Objekt so lieben, wie die Mutter ihn hätte lieben sollen. Der zweite Typus will vom Vater so geliebt werden, wie die Mutter von ihm geliebt wird. Obwohl die Mechanismen dieser beiden Typen sich strikte zu widersprechen scheinen, finden sich, da in der menschlichen Seele Widersprüche nebeneinander Platz haben und narzißtische und anale Fixierungspunkte so häufig bei demselben Menschen vorliegen, verhältnismäßig oft Kombinationsformen der beiden Typen. Die Begriffe „Subjekt-Homoerotiker" und „Objekt-Homoerotiker" haben nur relative Gültigkeit. Viele Homosexuelle sind beides zugleich, nur die relative Beteiligung der beiden Mechanismen ist eine verschiedene.

Freud hat noch einen dritten Typus der Psychogenese der Homosexualität beschrieben, der hauptsächlich für „milde" Formen in Betracht kommt und gewiß ebenfalls durch einen Ausgang des Ödipuskomplexes in Identifizierung mit der Mutter erleichtert wird. Schon beim zweiten Typus kann die Objektwahl einem (älteren) Bruder gelten, der aber dann als Ersatzperson für den Vater aufzufassen ist. Hier handelt es sich um einen Typus, der seine homosexuelle Objektwahl direkt am Bruder, ohne Einschaltung des Vaters, erwirbt. Bei sehr großer Friedfertigkeit unter gleichgeschlechtlichen Geschwistern weist die Analyse oft nach, daß diese zur Überkompensierung des ursprünglich starken Hasses geschaffen wurde, sozusagen den Eindruck einer Umwandlung von Haß in Liebe macht. Man erfährt dann, daß diese friedfertig-liebevolle Einstellung zum Bruder erst nach einer langwährenden Haßperiode entstand, und daß diese Haßgrundlage der Analyse oft noch in dem einen oder anderen Zug der Liebe versteckt nachweisbar ist (Neid). Diese „haßüberkompensierende" Homosexualität, die, wie Freud hervorhebt, einen wesentlichen Anteil an dem hat, was man „soziale Gefühle" nennt, hat allerdings noch wenig den Charakter einer reinen Objektliebe und ist außerordentlich stark von Identifizierungszügen durchsetzt. Man sieht etwa, daß es jüngeren Brüdern gelingt, den Haß gegen ältere zu über-

winden und sich liebevoll zu ihnen einzustellen, wenn sie sich so weit mit ihnen identifizieren, daß sie deren Erfolge wie eigene hinnehmen können. Der Bruder ist dann gleichsam ein Stück des eigenen Ichs geworden; wenn er Erfolg hat, so heißt es nicht mehr, „er hat den Erfolg, nicht ich", sondern „wir haben den Erfolg, was sind wir für hervorragende Brüder".

Es ist klar, daß diese Art von Identifizierungsliebe zur Überkompensation eines Hasses sehr geeignet ist, denn der Patient braucht ja dann mit dem Bruder nicht mehr in Konkurrenz zu treten, sondern die Brüder können sich sozusagen die Lebensgebiete teilen. Auf gewissen Gebieten wird aller Ehrgeiz aufgehoben, da die Befriedigung am Erfolg des Bruders mitempfunden wird; man ist dem Bruder „ausgewichen". Nicht zuletzt ist es das sexuelle Gebiet, auf dem sich dieser Mechanismus des „Ausweichens" bemerkbar macht. Wenn man homosexuell wird und sich „bruderähnliche" Objekte sucht, so ist man der Sexualkonkurrenz mit dem Bruder ausgewichen.

Ähnliches wie dieses „Ausweichen" kann man übrigens auch bei Homosexuellen der beiden anderen Typen nachweisen. Wie eine Identifizierung mit der Mutter eine gleichzeitige mit dem Bruder in anderer Schicht nicht ausschließt, so auch nicht eine solche mit dem Vater in dem Sinne, daß auf die Liebe zur Mutter eher verzichtet werden kann, wenn man sich in den die Mutter liebenden Vater einfühlt. Überhaupt ist der Umstand, daß in der homosexuellen Liebe Identifizierungen mit dem Objekt im allgemeinen eine größere Rolle spielen als in der heterosexuellen Liebe, nicht auf diesen dritten Typus beschränkt, sondern nur bei ihm besonders ausgeprägt. Wenn man bedenkt, daß homosexuelle Objekte ja schon durch ihr Geschlecht dem Ich ähnlicher sind als heterosexuelle, wird man die enge Verbundenheit von Homosexualität und Narzißmus verstehen. Homosexuelle zeigen auch in ihren Objektbeziehungen die Anzeichen sehr deutlich, die ein Ineinanderspiel von Objektliebe und Identifizierung verraten und über die in späteren Kapiteln die Rede sein wird.

Für alle Fälle von Homosexualität, die uns also im allgemeinen als besondere Endausgänge des Ödipuskomplexes erschienen, gilt, daß die ursprüngliche und typischerweise aus Kastrationsangst abgewehrte heterosexuelle Einstellung nachweisbar bleibt; oft gerade bei den Fällen am leichtesten, die bewußt am hartnäckigsten leugnen, jemals etwas für das weibliche Geschlecht gefühlt zu haben. Solche Nachweise gelingen auch im späteren Leben. Die gewählten homosexuellen Objekte, von denen wir sagten, daß sie Imagines des eigenen Ichs, des Vaters oder des Bruders repräsentieren, tragen gleichzeitig meist die Züge der ursprünglich geliebten heterosexuellen Objekte, der Mutter, der Schwester, ja noch ihrer spätesten Vertreterinnen, nämlich von

Frauen an sich, von denen für den Homosexuellen aktuelle sexuelle Erregungen ausgingen, die er aber, alles Heterosexuelle abwehrend, verdrängte und auf sein homosexuelles Objekt transponierte.

Dieser Umstand erklärt, warum homosexuelle Männer so oft Männer und Knaben zu Objekten wählen, die ausgesprochen feminin gestaltet oder gekleidet sind. Sie lieben in ihnen sozusagen Hermaphroditen, d. h. die ursprünglich geliebten Frauen, deren weiblicher Charakter so anstößig war, in männlicher Form.

Sekundäre Gewinne kann die Homosexualität gewiß in ebenso mannigfaltiger Weise bieten wie jede Neurose. Der wichtigste und charakteristischste ist wohl der, den wir eben erwähnten, daß man im Ambivalenzkonflikt dem gleichgeschlechtlichen Konkurrenten ausweicht. Die Einsicht in die Mechanismen der Homosexualität ermöglicht auch einiges über die Umstände zu sagen, die den Eintritt dieser Mechanismen begünstigen. In allen Formen der Homosexualität spielt die Bereitschaft, Objektwahlen durch Identifizierungen zu ersetzen, eine große Rolle. Diese Bereitschaft geht Hand in Hand mit einer Verstärkung des eigentlichen sekundären Narzißmus, der Liebe zum eigenen Ich. Die Wahrscheinlichkeit der Homosexualität vergrößert sich, wenn an Stelle der allgemeinen Identifizierungsneigung eine spezielle Neigung steht, sich gerade mit der Mutter zu identifizieren. Da das Kind im allgemeinen dazu neigt, sich mit dem Elternteil ausgiebiger zu identifizieren, von dem die größeren Versagungen ausgehen, wird der Freudsche Fund verständlich, daß besonders Männer zur Homosexualität neigen, die einen „schwachen" oder gar keinen Vater hatten, bei denen also alle ausschlaggebenden Versagungen von der Mutter ausgingen. Dazu kommt, besonders für den Objekttypus, die analerotische Fixierung als begünstigender Faktor, mag sie nun konstitutionell oder durch Erleben bedingt sein. Dazu kommt weiter, offenbar als wesentlicher unbewußter Inhalt, der den ganzen Prozeß einleitet, die Unfähigkeit, die Existenz penisloser Wesen zu ertragen, da sie zu sehr an die Kastrationsgefahr gemahnen.

Wir wollten über die Homosexualität sprechen und es geschah uns unversehens, daß wir ausschließlich über die besser bekannte männliche Homosexualität sprachen. Aber nach allem, was wir von der weiblichen Homosexualität wissen, können wir sagen, daß sie wahrscheinlich außerordentlich ähnlich gebaut ist. Ein von Freud publizierter Fall ließ als ausschlaggebendes Ereignis eine schwere Enttäuschung durch den Vater im Pubertätsalter erkennen, die die Patientin mit einer Identifizierung mit ihm beantwortete, von der aus sie mutterähnliche Frauen zum Objekt wählte Die sekundären Gewinne des „Ausweichens" vor der Mutter und der Rache

am enttäuschenden Vater waren besonders deutlich. Der Fall war also ganz analog unserem männlichen Typus b) gebaut. Wir hatten dort: Enttäuschung durch die (penislose) Mutter — Identifizierung mit ihr — Sehnsucht, vom Vater wie die Mutter geliebt zu werden; und haben hier: Enttäuschung durch den Vater — Identifizierung mit ihm — Sehnsucht, wie der Vater die Mutter zu lieben. Die ausschlaggebende Enttäuschung, die ja naturgemäß bei Frauen von anderer Art sein muß als bei Männern, war hier die Geburt eines kleinen Geschwisterchens im Pubertätsalter der Patientin, also zu einer Zeit, da sich die Patientin unbewußt intensivst ein Kind vom Vater wünschte. Dem in der Diskussion vorgebrachten und dann verworfenen Gedanken Freuds, daß für die Entwicklung dieser Homosexualität wesentlich sein könnte, daß diese schwere Enttäuschung erst in der Pubertät und nicht früher vorfiel, werden auch wir nicht beipflichten können. Es erscheint uns vielmehr sehr wahrscheinlich, daß das Pubertätserlebnis nur deshalb so starke Wirkung entfalten konnte, weil es die Wiederholung eines irgendwie analogen infantilen Erlebnisses war. Allerdings kann die unvollständige Analyse dieses Falles darüber nichts sagen; immerhin gab es außer dem spätgeborenen auch ein um drei Jahre jüngeres Geschwisterchen. — Es muß natürlich auch betont werden, daß genau so, wie das Erlebnis des Kastrationsschocks für die männliche Homosexualität nicht spezifisch ist, sondern erst die besondere Reaktion darauf, so auch eine solche Enttäuschung durch den Vater für die Tochter keineswegs zur Homosexualität führen muß.

Was zu einer solchen Enttäuschung hinzukommen muß, damit die Wendung zur Homosexualität erfolgt, ist die Fehlidentifizierung, und zwar die Fehlidentifizierung gerade an der Stelle der Objektwahl.

In zwei Fällen konnte ich mit geringen Modifikationen den gleichen Mechanismus wie in Freuds Fall, also den, der dem Typus b) der männlichen Homosexualität entspricht, nachweisen: Beantwortung der Ödipusenttäuschung durch Identifizierung mit dem Vater, die zu aktiv männlicher Haltung Mutterfiguren gegenüber führt: Bei einer bisexuellen Patientin ließ sich nachweisen, daß ihre homosexuellen Erlebnisse jeweils die Antwort auf einzelne heterosexuelle Enttäuschungen waren. Diese Erlebnisse schienen nicht sehr tief zu gehen und trugen hauptsächlich den trotzigen, gegen das heterosexuelle Objekt, den Vater, gerichteten Anstrich: „Ich brauche euch Männer nicht, ich kann selber Mann sein." Die Form des Trotzes war dadurch ermöglicht, daß die Patientin in ihrer Kindheit verschiedene kleine homosexuelle Erlebnisse gehabt hatte, während ihre heterosexuellen Ödipusphantasien rein phantastisch geblieben waren. So wählte sie im homosexuellen Objekt gleichsam den Sperling in der Hand. — Eine andere Frau mit stark homosexuellen Einschlägen erinnerte, als Kind mit der Mutter in einem Bett geschlafen und dabei mit Wollust ihren Oberschenkel zwischen die Beine der Mutter gesteckt zu haben. Sie hatte also in allerdeutlichster Weise in Identifizierung mit dem Vater die Mutter zum Objekt genommen. Die Enttäuschung, die in diesem Falle der

Vater der Patientin bereitet hatte, war allerdings eine enorme: Er war nämlich in ihrer allerersten Lebenszeit gestorben, so daß die Patientin ihn nie gekannt hatte und sich deswegen gegen alle anderen Menschen benachteiligt fühlte. Dieses Gefühl überkompensierte sie nicht nur durch die phantastische Erhöhung des Vaters, der für sie durch den Tod gottgleich geworden war, sondern auch durch eine ausgiebige Identifizierung mit diesem Gott-Vater, dessen Seele (Penis) ihrer Phantasie nach in sie übergegangen war. — In beiden Fällen spielte außerdem der weibliche Kastrationskomplex eine führende Rolle. Die Enttäuschung der eigenen Penislosigkeit, für die allerdings nicht der Vater, sondern die Mutter verantwortlich gemacht wurde, hatte zu einer verstärkten Sehnsucht nach Penisbesitz Anlaß gegeben, und die Identifizierung mit dem Vater diente auch der Absicht, die unliebsame Realität in diesem Punkte zu korrigieren.

Es muß betont werden, daß dies nicht der einzige Typus weiblicher Homosexualität ist. Auch der Typus a) hat, worauf in der Literatur noch nicht hingewiesen wurde, sehr deutliche weibliche Analoga. D. h. es gibt aktiv-homosexuelle Frauen, die, nach der ausschlaggebenden Identifizierung mit dem Vater, sich junge Mädchen zum Objekt wählen, die der idealen Gestalt des eigenen Ichs entsprechen, und denen gegenüber sie sich so benehmen, wie sie es sich seinerzeit vom Vater ersehnt hatten.

Den eklatantesten Fall dieser Art konnte ich einmal publizieren: Es handelte sich um ein junges Mädchen, das als Kind realen inzestuösen Handlungen des Vaters ausgesetzt gewesen war; der Vater pflegte ihre Hand an seinen Penis zu führen und damit zu onanieren. Die spätere Homosexualität der Patientin begann damit, daß sie eines Tages im Pubertätsalter, als der Vater nicht zu Hause war, zur jüngeren Schwester ins Bett kroch, ihre Hand ergriff und an die eigene Klitoris führte. Sie machte also mit der kleineren Schwester genau das, was der Vater mit ihr gemacht hatte. — Die realen Inzesterfahrungen hatten eine ungeheure genitale Beschädigungsangst gesetzt: der übergroße Penis des Vaters würde, wenn er in ihren kleinen Körper eindringen wollte, sie zerspalten und zerreißen. Aus dieser Angst heraus lehnte sie jeden Penis ab und konnte nur unter Ausschaltung des Penis lieben. Sie hatte eine Vorliebe für impotente Männer, zog aber Frauen Männern vor, bei denen sie dann wiederholte, was sie seinerzeit an der Schwester getan hatte: sie spielte den Vater und versuchte den Frauen das zu tun, was sie vom Vater fürchtete und unbewußt ersehnte.

Endlich kann auch ein Haß zwischen Schwestern genau so durch Überkompensierung zu einer Art homosexueller Identifizierungsliebe milder Art führen wie zwischen Brüdern.

So sehen wir bestätigt, daß im allgemeinen bei der weniger studierten weiblichen Homosexualität dieselben Mechanismen in Betracht kommen wie bei der männlichen. Allerdings kommt bei der weiblichen Form eine Komplikation dazu, die wir bisher noch nicht erwähnt haben: Die erste Liebe jedes Mädchens war ja eine homosexuelle gewesen, denn die erste Liebe jedes Menschen gilt der Mutter. In der normalen Entwicklung des kleinen Mädchens muß erst ein Objektwechsel von homo- zum heterosexuellen Ob-

jekt vorgenommen werden, dessen Natur noch recht problematisch ist. Wenn nun eine Frau aus der normalen Linie in die homosexuelle ausbiegt, so trägt das bei ihr in einem anderen Sinn als beim Manne regressiven Charakter. Es belebt gewiß die Erinnerungsspuren an die erste Mutterbindung und trägt deshalb archaischeren Charakter als die männliche Homosexualität.

Gewiß hängt die weibliche Homosexualität auch eng mit dem Problem der Penislosigkeit zusammen. Sehr oft zeigt eine homosexuelle Einstellung bei der Frau überhaupt nur geringen objektbezüglichen Charakter und scheint eher nur Folge des überstarken Wunsches nach Besitz eines Penis. Freilich darf man sich diese Beziehung auch nicht zu eng vorstellen. Es gibt genug Äußerungen starken Penisneides bei heterosexueller Einstellung, Phantasien, einen Penis auch im Verkehr mit Männern zu gebrauchen. Ätiologisch scheint allerdings das Problem vom anatomischen Geschlechtsunterschied in der Geschichte der weiblichen Homosexualität eine große Rolle zu spielen. Dem Gedanken des männlichen Homosexuellen: ich will nichts mit penislosen Wesen zu tun haben, um nicht an die Kastration erinnert zu werden, entspricht etwa ein Gedanke der weiblichen: ich will nichts mit penistragenden Wesen zu tun haben, um nicht an mein beschämendes Kastriertsein erinnert zu werden. Auch im Unbewußten der weiblichen Homosexuellen bewahrheitet sich so der Satz: Wo im Unbewußten der Geschlechtsunterschied eine ganz besonders betonte Rolle spielt, handelt es sich um Erscheinungen des Kastrationskomplexes.

Zur Psychologie des Autolenkens

Von

Oskar Pfister

Zürich

Mit der Psychologie des Reisens haben sich, wie Alfred Winterstein [1] zeigte, die Dichter viel beschäftigt. Dagegen lag ihrem Gesichtskreis das Auto als Mittel zur Personenbeförderung noch fern. Um so häufiger sieht sich heute der Analytiker genötigt, sich mit den seelischen Tiefenmächten des Autofahrens zu befassen. Ich möchte im Folgenden einige meiner Beobachtungen niederlegen; eine umfassende Psychologie des Gegenstandes erforderte eine umfangreiche Monographie.

Leidenschaftliche Vorliebe für Autofahren kann sehr ver-

1) Winterstein, Zur Psychoanalyse des Reisens. Imago I (1912), S. 489 ff.

schiedenen unbewußten Motiven entspringen. Häufig stößt man auf die heiße Sehnsucht, die gegenwärtige äußere oder namentlich die vorhandene innere Lage zu verändern. Der Kraftwagen erfüllt hier denselben Wunsch, den bei andern unruhigen Seelen der immer wieder benutzte Möbelwagen befriedigt. Spezielle Absichten können hinzutreten: Angleichung an bewunderte Menschen, Beschwichtigung des Unwertsgefühles durch Aufsehen erregende Sportsleistungen usw. Franz Alexander führte in einem interessanten Kriminalfalle [1] rasende Sucht nach Benutzung des Autos auf Flucht vor der Mutter zurück.

Das Tempo des Autolenkens ist manchmal verräterisch für den Drang, die Sachlage schleunigst umzuwandeln, oder auch sie möglichst beizubehalten. Um mich verbreiteter, aber unklarer Ausdrücke zu bedienen: Der Extravertierte, der sich der Außenwelt stark hingibt, fährt im allgemeinen viel rascher, stürmischer, als der verschlossene (Introvertierte) in die Welt hinaus. Dies ist keine bloße psychologische Annahme, sondern eine Erfahrungstatsache. Sie gilt aber nicht für jene Sportssüchtigen, die in ihrem Rasen nur Selbstverherrlichung suchen oder zur Zeit in eine gesteigert impulsive Phase geraten sind. Der langsamste Autofahrer, dem ich jemals begegnete, war ein Buddhist, dessen Lebensideal das Kloster bildete. In Notfällen war er ein recht gewandter Autolenker, der ein sehr schnelles Tempo einschlagen konnte; für gewöhnlich aber kam die Gehemmtheit, die sein ganzes Leben bestimmte, auch bei seinen Fahrten zum Ausdruck. Umgekehrt drückte die auffallend hastige, dabei aber die Umgebung dennoch scharf beobachtende Autoführung in mehreren von mir analysierten Fällen ungewußt den Gedanken aus: „Ich möchte so rasch als möglich aus meiner peinlichen Lage erlöst werden und meinen Lebenshunger sättigen." Einer meiner Analysanden entdeckte eines Tages, daß seine Vorliebe für ungestümes Fahren geschwunden sei. Als Anlaß des Umschwunges fand sich die Preisgabe der neurotischen Unruhe, die sein Leben bisher beherrscht hatte. Indem die Analyse die unbewußten Lebenskonflikte schlichtete, zügelte sie auch die Hast des Fahrens.

Derselbe Analysand gab uns Aufschluß über die Sicherheit des Lenkens. Früher, als er sich nach seinem Ausdruck „passionsartig hetzte" und „innerlich zwiespältig war", ließ auch die Sicherheit und Zielgemäßheit seines Autofahrens zu wünschen übrig. Zu besserem Einklang mit seinem Unbewußten gebracht, fuhr er geradlinig, im Gefühl vollkommener Sicherheit.

---

1) Alexander, Ein besessener Autofahrer. Imago XVII (1931), S. 174 ff. (Auch abgedruckt im „Almanach der Psychoanalyse 1932".)

Damit gelangen wir zum Problem der Angst. Grundsätzlich unterscheidet sich die Autoangst bei Lenker und Fahrgast in nichts von jeder anderen Angst und geht wie sie auf stark gestauten Lebenstrieb zurück (vergl. 1. Johannesbrief, Kap. 4, Vers 18: „Wer sich ängstigt, ist nicht vollkommen in der Liebe"), oder nach Freuds neueren Untersuchungen auf unbewußtes Schuldgefühl. Besondere Motive bestimmen, warum gerade das Auto zum Gegenstand der Angst erhoben wird, wie auch die Angst vor Hunden, Katzen, Treppen, Räumen durch spezielle Gründe eingegeben wird. Durch Analyse wird die Angst erkannt und genau wie Lampenfieber, Platzangst usw. beseitigt.

Viele auffallend unangenehme Äußerungen des sozialen Verhaltens im Autoverkehr werden mit Hilfe der Tiefenpsychologie leicht verständlich und analytisch korrigierbar. Wiederum beschränke ich mich auf wenige Beispiele.

Ein Analysand drückte durch leidenschaftliches und oft unvorsichtiges Vorfahren nicht nur den allgemeinen Wunsch nach raschem Entrinnen aus den gegenwärtigen Seelennöten aus, sondern auch den Willen, sich von niemand überflügeln zu lassen. Im Leben sieht sich der gut begabte Jüngling wegen seiner inneren Hemmungen von vielen weniger fähigen Altersgenossen überholt. Um so weniger darf ihm im Autofahren ein anderer zuvorkommen. Sein Minderwertigkeitsgefühl, das auf schwere Konflikte mit den Eltern zurückgeht, zwingt ihn hier zu einem Verhalten, das zur sonstigen Lebensführung im Widerspruch steht. Der unhöfliche Fahrer sieht dabei meistens den ungewußt gehaßten Vater, die Mutter, den Bruder oder andere Menschen in den Rivalen hinein.

Dasselbe geschieht häufig bei schlechtem Ausweichen. Unbewußter Haß, Trotz, geheime Grausamkeit geben dabei meistens den Ausschlag. Der ungeschlachte Autofahrer gefährdet absichtlich oder unabsichtlich den gleichberechtigten Straßenbenutzer, weil er irgendeinen Feind, meistens den Vater, in ihn hineinprojiziert, ohne es im geringsten zu bemerken.

Wenn dabei der Autoführer von seinem Unbewußten oft in ein soziales Verhalten getrieben wird, das seinem sonstigen Charakter widerspricht, so bringt er gleichzeitig sich selbst in Gefahr. Diese Selbstgefährdung durch Übertretungen der Fahrordnung läßt sich vom Analytiker fast immer als unbewußte Tendenz zur Selbstbestrafung nachweisen.

Und damit sind wir am wichtigsten Punkt unserer kurzen Ausführungen angelangt. Die Autounfälle sind zu einem sehr großen Teil vom Standpunkt der reinen Bewußtseinspsychologie aus unbegreiflich. Wie kann ein sonst vorsichtiger, scharf beobachtender Mann, der jahrelang tadellos

seinen Kraftwagen lenkte, eines Tages plötzlich auf übersichtlicher Strecke vom daherbrausenden Zuge erfaßt werden? Wie kann er durch Drücken des falschen Hebels eine Barriere durchbrechen oder einen Menschen überfahren? Wie kann er auf breiter Fahrbahn einen Zusammenstoß hervorbringen? Die Chronik der Autounfälle wimmelt von derartigen Handlungen, die dem vielbewährten Verhalten, dem Temperament, den Kenntnissen, dem Charakter der Betreffenden zuwiderlaufen und uns vor die seltsamsten Rätsel stellen.

Wie so viele Fehlhandlungen lassen sich auch solche Begebenheiten nur durch die Analyse enträtseln. Wo die Zeit zur Überlegung fehlt, gerät der Mensch leichter unter die Gewalt seines Unbewußten. Aber auch abgesehen davon kann unter dem Einfluß unmittelbar vorangehender Erlebnisse oder Einfälle das Unbewußte plötzlich hervorbrechen, sodaß auch in Situationen, die bei innerlich ausgeglichenen Menschen keine Überstürzung veranlaßt hätten, tolle Streiche beim Lenken des Autos eintreten.

Als Beispiel gebe ich ein eigenes Erlebnis. Besondere Umstände hatten es eines Tages mit sich gebracht, daß ich mit einem Analysanden eine längere Autofahrt unternehmen mußte. Ich tat es ungern, insofern der Patient im Zeichen der negativen Einstellung stand, jener durch Haß gegen den Analytiker gekennzeichneten Durchgangsphase, die bekanntlich unvermeidlich ist, und deren kunstgerechte Bearbeitung für die Kur große, ja entscheidende Vorteile darbietet; allein die Fahrt war aus äußeren Gründen nicht zu umgehen. Der Wagenführer gehörte zu jenen Ungestümen, die in Wut geraten, wenn ein armes Fordwägelchen oder ein behäbiger Introvertierter sein Rasen aufhielten. Die Bahn führte zu einer schmalen Bergstraße, die sich in unzähligen Krümmungen einen Abgrund entlang schlängelte. Warnungstafeln verlangten immer und immer wieder Hornsignale, und augenscheinlich war die Gefahr eines Zusammenstoßes sehr erheblich. Dennoch fuhr mein Begleiter mit unerhörter Schnelligkeit, die sein Können in ein glänzendes Licht setzte; allein die Verwegenheit jener Sportsleistung mußte unheimliche Gefühle erregen. Analytische Belehrung war in jenem Augenblick unmöglich. Ich machte daher ruhig auf die Größe der Gefahr aufmerksam und anerbot mich, das Warnungshorn zu bedienen. Der Vorschlag wurde abgelehnt. Kaum eine Minute später, als wir um einen Felsenvorsprung bogen, sahen wir in einer Entfernung von wenig Metern ein Auto rasch uns entgegen fahren. Während dieses augenblicklich stoppte, waren wir genötigt, nach der Seite des tiefen Abgrundes auszuweichen. Trotz seines raschen Laufes fuhr mein Lenker haarscharf am andern Wagen vorbei und vermied um wenige Zentimeter die Kante des Abhanges. Mit knapper Not

dem Tode entronnen, besprach er sich ruhig und sachlich mit dem Manne, der ihn in eine so schlimme Lage gebracht hatte, machte ihm aber den merkwürdigen Vorwurf, er sei zu schnell gefahren und habe kein Warnungssignal gegeben. Daß er selbst die nämlichen Fehler begangen hatte, schien er nicht einzusehen, bis er vom andern darauf aufmerksam gemacht wurde.

Wieder eine Minute später erfolgte ein wirklicher, wenn auch geringfügiger Zusammenstoß. Wir waren auf übersichtlicher Strecke eben über eine Brücke gefahren. Ein Auto kam uns gemächlich entgegen. Die Straße war beträchtlich breiter als an der Stelle, die uns soeben beinahe zum Verderben geworden wäre. Von Gefahr war für einen geschickten Fahrer kaum mehr die Rede. Aber obwohl der Entgegenfahrende sich an den äußersten inneren Rand des Weges hielt, streifte mein Führer seinen Wagen. Derselbe Mann, der sich bei hundert Gelegenheiten und am auffallendsten bei der vorhin überstandenen Todesgefahr als einen Meister des Autolenkens ausgewiesen hatte, benahm sich jetzt als Stümper!

Es handelte sich um eine Selbstbestrafung. Während mein Begleiter die Schuld von sich abzuwälzen versuchte, bekannte er sie unter dem Zwange des Unbewußten. Die Strafe fiel glimpflich aus, denn keiner der beiden Wagen war beschädigt.

Schlimmer endigte der folgende von mir analysierte Fall: Ein 56jähriger Mann fährt mit seiner Gattin gegen eine Gruppe von Kindern, die trotz des Signales nicht sofort ausweichen. Wie er die Warnung wiederholen will, gibt er aus Versehen Gas. Im letzten Augenblick, hart vor der Kindergruppe, zieht er die Hand- und Fußbremse und dreht seitlich ab. Der Wagen fährt gegen eine Böschung und überschlägt sich. Der Lenker und seine Gattin liegen neben dem beschädigten Fahrzeug. Von diesem Augenblick an leidet er an schwerem Asthma, das trotz aller Kuren bis zur Analyse immer nur schlimmer wurde. Der Arzt stellte schwere Herzverkalkung fest, empfahl jedoch psychotherapeutische Behandlung, da der Krankheitsausbruch die Mitwirkung eines seelischen Faktors wahrscheinlich machte. Der Mann litt an schweren seelischen Konflikten, als das Unglück geschah. Geschäftliche Verluste hatten ihn an den Rand der Verzweiflung getrieben. Schlaflosigkeit quälte ihn viele Nächte hindurch. Innere Stimmen setzten ihm zu, er möge seinem Leben ein Ende bereiten; er sei ja versichert, dann sei für Gattin und Kinder gesorgt. Als gläubiger Christ lehnte er diese Zumutung ab, ohne indessen die starken Selbstmordimpulse zum Schweigen bringen zu können. Immer sagte er sich, er sei ein alter, gebrochener Mann. Hypochondrie quälte ihn heftig, genährt durch den Wunsch, schwer krank zu sein, um

eines natürlichen Todes sterben zu können. Allein der Todeswunsch ging nicht in Erfüllung. Der Autounfall stellt fraglos einen Versuch dar, mit Hilfe des Unbewußten das ersehnte Ende herbeizuführen. Das Unbewußte soll den Tod bewirken; dann ist das Gewissen frei von Schuld. So flüchtet sich, wie es so oft geschieht, der vom sittlichen Bewußtsein abgelehnte Wunsch ins Unbewußte und sucht sich von da aus durchzusetzen.

Man darf nicht übertreiben und falsch verallgemeinern. Aber sicher ist, daß sehr viele Autounfälle, wie auch viele einst rätselhafte Unarten und krankhafte Begleiterscheinungen des Autolenkens der Tücke des Unbewußten entspringen. Daß mitunter auch Glanzleistungen auf diesem Gebiete dem Acheron der Seele ihre Entstehung verdanken, vermindert die Gefahren nicht. Dem Autolenker, wie dem Bergsteiger, dem Turner, der halsbrecherische Übungen macht, dem Schachspieler, dem Schützen, dem Heerführer, ja im Grunde jedem Menschen gilt der ernste Rat: Hüte dich vor den Dämonen, die in deinem Unbewußten hausen!

Dichtkunst und Oralerotik

In einer geistvollen und materialreichen Studie beschäftigt sich der amerikanische Psychoanalytiker Dr. A. A. Brill mit den Uranfängen der Dichtung. Wenn Inhalt und Ergebnisse dieser Arbeit (sie ist im Oktoberheft 1931 der „Psychoanalytic Review", Washington, erschienen) hier kurz wiedergegeben werden sollen, so mag der ausgezeichnete Autor es uns verzeihen, daß die deutsche Sprache es nicht gestattet, den Titel seines Aufsatzes „*Poetry as an Oral Outlet*" korrekt zu übertragen. Wenn wir im Deutschen sagen: „Wes das Herz voll ist, läuft der Mund über", so meinen wir mit diesem oralen „Überlaufen" genau das, was sehr konkret im Englischen mit *outlet* bezeichnet wird.

*

Niemand wird es einfallen, die Urgeschichte der menschlichen Verkehrsentwicklung mit der Schilderung eines modernen Autos von hundert Pferdekräften zu beginnen. Und ebenso wenig darf man mit dem Studium der Dichtkunst bei den Werken älterer oder neuerer Kunstdichter anfangen. Nur auf diese letzteren bezieht sich die Definition der Encyclopedia Britannica: „absolute Dichtung" sei „die konkrete und kunstvolle Äußerung des menschlichen Geistes in gefühlsbetonter rhythmischer Sprache".

Man muß sich vielmehr gegenwärtig halten, daß alle Poesie tiefe Beziehungen zur Oralerotik besitzt, daß sie in ihrer Urform allen anderen oralen Genüssen (Lutschen, Saugen, Kauen, den verschiedenartigen Tafelfreuden, dem Rauchen, Süßigkeitenessen usw.) nahesteht, daß sie ein Ausdruck der Geheimnisse der Oralerotik ist. Geht man von diesem Gedanken aus, so wird man den Ursprung der Dichtkunst in ihren Formen beim Neurotiker, Psychotiker, beim Kind und beim Wilden studieren müssen. Nach Jesperson[1] entwickelt sich die Kindersprache in drei Stufen: Schreiperiode, Kräh- oder Schwatzperiode und eigentliche Sprechperiode. Aber schon lange, nachdem das Kind das Sprechen erlernt hat, äußert es Vergnügen an der Hervorbringung sinnloser Wörter. Es spielt in dieser Zeit zwischen dem zweiten und sechsten Lebensjahr mit Wörtern wie mit Tönen, zunächst zum Vergnügen, später zum Ärger der Eltern. Einzelne Ausdrücke und Sätze werden Minuten, oft Stunden lang wiederholt, aus einem sinnvollen Satz werden durch die verschiedensten Abwandlungen — häufig nach reiner Klangassoziation — sinnlose Verse und Reime gebildet. Die Methode dieser Art von Kindersprache

1) Language. Its Nature, Development, and Origin, p. 103.

ist prinzipiell die gleiche wie die, nach welcher ein gezähmter Papagei oder Star Wörter und Sätze, die er öfters gehört hat, zu artikulieren lernt und mechanisch wiederholt. Die unzähligen Kinderreime, zum Teil mit gänzlich sinnlosen Worteinschaltungen, spiegeln die Freude der Kinder an solchen klangassoziativen Wortschöpfungen wider, wie auch einzelne an sich sinnlose Refrainworte in Volks- und Soldatenliedern als Reste dieser Kindersprache aufgefaßt werden können.

Kinder und Liebende werden mit einer Fülle von Kosenamen genannt, in deren Zusammensetzung das Wort „süß" eine besondere Rolle spielt und die orale Lust deutlich zum Ausdruck kommt. Liebende regredieren häufig auf eine Art von Babysprache; das trifft besonders auf das weibliche Geschlecht zu, dessen Sprache an sich schon stärker gefühls- als verstandesbetont ist. Die Erklärung liegt sicher in einer Regression zu den frühesten prägenitalen Lebensperioden, als es noch der große und unerfüllbare Wunsch des kleinen Mädchens war, den Vater ganz für sich zu haben. Die Babysprache ist ein unbewußtes Wiederaufleben der frühkindlichen prägenitalen Gefühlsbeziehungen zum Vater.

Sehr wertvolle Hinweise in gleicher Richtung erhält man bei einem genaueren Studium der Neurotiker. Eine hysterische Patientin, die in ihrer anfallfreien Zeit talentvolle Verse schrieb, produzierte während des Anfalls anscheinend sinnlose Silbenzusammenstellungen, die sich in der Analyse auf einen bestimmten Kinderreim zurückführen ließen, der in ihrer Frühzeit eine Rolle gespielt hatte. Ein Fall von Glossolalie gab interessante Aufschlüsse. Dieser schizophrene Patient wurde bei Ausdrücken, die die Silbe *ip* enthielten, regelmäßig von einem Zwangslachen befallen, was auf ein in der Kindheit von ihm gehörtes und belachtes Lied mit dem Refrain „*Mississippi*" zurückzuführen war. Dieses Wort hatte bei dem Kinde durch den Anklang an seinen urethralen Komplex übermäßiges Lachen hervorgerufen, entsprechend einer Überbesetzung der urethralen Funktionen mit psychischer Energie. Auch in anderen Fällen handelt es sich um einen Zusammenhang mit frühverbotener Lust aus oralen, analen und urethralen Betätigungen, die verdrängt worden war und sich — nach dem von Freud beschriebenen Mechanismus des Witzes — bei derlei Wortassoziationen in Form von Lachen Abfuhr verschafft.

Bei katatonischen Patienten spielen solche sinnlose Wortschöpfungen, meist nach Alliteration und Wiederholung gebildet, eine große Rolle. Aus dem Studium dieser kindlichen sowie der psychotischen Wortproduktion gewinnt man den Eindruck, daß das libidinöse Interesse vom Wortsinn weg auf den Wortklang verschoben ist. Zu dem

gleichen Ergebnisse gelangt man bei der Untersuchung jener feierlichen und eintönigen Gesänge, die bei vielen Eingeborenenstämmen üblich sind. Auch hier handelt es sich, wie aus den verschiedensten Reisewerken [1] zu ersehen ist, um Regressionen zu lustvollen Vorstellungen, die den Tabugesetzen zum Opfer gefallen sind. Solche Kriegs- und Tafelgesänge, aber z. B. auch Gesänge, die die Aufgabe haben, des Nachts, bei Wachen im Kriege, die Müdigkeit und die Angst zu vertreiben, bestehen meist aus endlosen Wiederholungen banaler Sätze, vielfach auch im Gemisch mit ganz sinnlosen Wörtern.

Wenn man auch die onomatopoetische Theorie der Sprachbildung, die die Sprache aus einer schrittweisen Entwicklung von Klangimitationen erklären will, nicht in Bausch uud Bogen annehmen will, so legt doch die Beobachtung den Gedanken nahe, daß das Primäre in der Poesie das Gefühl, die „Stimmung" ist, und daß daraus die Worte sich bilden. Eine Patientin, die als Dichterin bekannt ist, stand unter dem Zwang zu poetischer Produktion, wenn sie sich in gehobener Stimmung befand. Diesen manischen Phasen gingen jeweils Depressionen voraus. Beim Abklingen der Depression und im Übergang zum manischen Stadium bestand der Zwang, oft tagelang, sinnlose Wörter zu bilden, die, nach Aussage der Patientin, im gleichen Takt wie der Herzschlag ausgesprochen wurden. In dem Maße wie sich die Manie durchsetzte, entwickelten sich aus diesen sinnlosen Reimgebilden Poesien pathetischen Charakters, die sich zeitweise in langen Briefen von achtzig und mehr Seiten äußerten und bei zunehmender Ideenflucht schließlich ausgesprochene Kennzeichen von „Wortsalat" aufwiesen. Mit dem Eintritt der neuen Depression, die ziemlich rasch nach wenigen Tagen die manische Phase ablöste, hörten diese Produktionen auf, die Gedankenbildung verlangsamte sich und stockte fast völlig. Eine andere manisch-schizophrene Patientin, die ebenfalls poetisches Talent besaß, beschrieb ihre Depressionszustände folgendermaßen: „Seit ich mich erinnern kann, wiederholten sich während meiner depressiven Stimmungen alle Töne in meinem Inneren in einem sonderbaren Rhythmus; eine Art von Melodie mit höhnischer Betonung und begleitet von Worten wie: *‚hm, hm, hm; O Du Teufel, o Du Teufel, o Du Teufel; schlimmes Mädchen, schlimmes Mädchen*, oder: *Mutter haßt Dich, Mutter haßt Dich'*. In Träumen kehrte dieser selbe Rhythmus öfters wieder, besonders in einem Alptraum, der mich zwischen dem achten und zwölften Jahr heimsuchte: *Ich befand mich in diesem Traum, am Rücken mit einem Seil festgebunden, mitten über einem riesigen schwarzblauen Wasser, und*

1) Z. B. Theodor Roosevelt: „African Game Trails", Updegraff: „Head Hunters of the Amazon", R. F. Barton: „Hunting Soul Stuff".

jeden Augenblick drohte mir, daß ich das Gleichgewicht verliere und hinunterfalle. Das Wasser stöhnt in dem gleichen Sing-sang zu mir herauf und droht mit denselben vorwurfsvollen Worten, die ich tagsüber hörte. Wenn ich in Angst bin, so fühle ich den Zwang, diese kurzen Sätze ununterbrochen herzusagen, ohne die Möglichkeit eines Aufhörens."

So tut diese begabte und gebildete junge Dame nichts anderes, wie die Manus von Neu-Guinea in ihren Gesängen: sie flüchtet sich, wenn sie in Erregung oder Angst ist, in solche orale Ausdrucksformen, aber während die Primitiven in ihren Gesängen irgendwelche sinnlose Worte und Sätze wiederholen, wiederholt diese gebildete Frau in ihren Zwangsphrasen die Anklagen ihres Über-Ichs, denen sie hilflos ausgeliefert ist.

In manchen Fällen ließ sich feststellen, daß im freien Intervall von den Patienten gute Poesie geschrieben werden konnte, während im Anfall sinnlose Wortbildungen produziert wurden. Demgegenüber stehen solche Patienten, die in ihren normalen Perioden keinerlei poetisches Talent aufweisen, während sie anfangen zu dichten, sobald der Anfall eintritt. Ein Patient von 62 Jahren, der wegen andauernden Heulens und Schreiens in die Klinik geschickt wurde, entdeckte nach viermonatigem Aufenthalt plötzlich seine poetische Ader. Er erklärte sich für einen großen Dichter und schrieb zusammenhanglose Strophen; schwache Versuche zur Reimbildung waren festzustellen. Interessant, daß gleichzeitig mit diesen poetischen Erregungszuständen ein plötzliches Erwachen seiner Erotik wahrzunehmen war. Dagegen verharrte er in den depressiven Phasen in einem Zustand ständigen kindischen Jammerns und Schreiens.

Die Ähnlichkeit dieser poetischen Produktionen Schizophrener mit denjenigen hypermoderner Lyriker ist augenfällig. Das Gemeinsame bei beiden besteht darin, daß Sinn und Gedankenzusammenhang zurücktreten hinter den äußerlichen Wort- und Klangassoziationen. (Als Beispiel wird Gertrude Stein, die „Mutter der modernistischen Poesie"[1] mit einigen ihrer Gedichte angeführt.) Nachdrücklich erfordert dies Ergebnis ein Zurückgreifen auf Karl Abrahams „Entwicklungsgeschichte der Libido" (Wien 1924) und dessen Theorie über Manie und Melancholie. Abrahams tiefsinnige Studie über die orale Phase in der Entwicklung des Dichters steht bis heute unübertroffen da. Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß der Dichter in seinem Wesen an die prägenitalen Entwicklungsstufen fixiert bleibt. Mancher an die (erste oder zweite) orale Phase; andere weisen, auch wenn sie die genitale Stufe erreichen, trotzdem deutliche Reste von

---

1) Gertrude Stein: Geography and Plays, Boston 1922.

Fixierungen an die orale, urethrale und analsadistische Stufe der Libidoentwicklung auf.

Mag auch im Laufe der Jahrhunderte die poetische Kunst eine glänzende Entwicklung genommen haben und sich kaum mit den Dichtungen der Primitiven vergleichen lassen, so sind doch die Mechanismen, auf denen die Dichtung beruht, die gleichen geblieben. Alle poetisch talentierten Patienten, die Brill analysierte, wiesen ausgesprochene oral-erotische Fixierungen auf, ihre Neurosen stellten orale Regressionen dar oder Fehlentwicklungen in der oralen Sublimierung. Aus den Biographien großer Dichter lassen sich Andeutungen entnehmen, daß solche orale Fixierungen auch bei berühmten Dichterpersönlichkeiten eine Rolle spielten. Goethe, nach Moebius sicher ein Zyklothymiker (himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt!) war zugleich ein besonders starker Esser; er aß mehr als die Meisten in seiner Umgebung; Süßigkeiten waren ihm zu jeder Tageszeit willkommen. Das Auftreten von Alkoholismus, der ja auch auf oraler Regression beruht, ist bei Dichtern überaus häufig. Die analsadistischen Komplexe bei Edgar Allan Poe und Swift sind allgemein bekannt. Shakespeare stellt den Dichter in eine Reihe mit dem Verliebten und dem Verrückten. Auch Heine mißtraut der Poesie: „Oder ist die Poesie vielleicht eine Krankheit des Menschen, wie die Perle nur der Krankheitsstoff ist, woran das arme Austertier leidet?"

Der „hungrige Poet" ist sprichwörtlich. Seine dichterische Produktion hängt eng mit dem ständigen Bedürfnis nach Nahrung zusammen. Man vergleiche dazu die Tatsache, die Musil [1] in einer Beschreibung der Wüstenbeduinen in Arabien festhält: „Diese Beduinen, die eigentlich beständig hungern, sind fast alle Dichter. Sie sind Meister im Verfassen von Märchen und Gedichten aller Art und scheuen auch vor längeren Dichtungen nicht zurück. Auch alles, was sie sprechen, trägt poetische Form.

Alle diese Beispiele erhärten die Tatsache, daß Dichtung eine orale Äußerung ist, die durch Worte und Sätze einen spontanen Erregungszustand abführt. Neurotiker und Psychotiker können in ihren Zuständen von Regression auf prägenitale Stufen ebenfalls zu Dichtern werden. Auch solche, die die Dichtung zur Kunst in ihrer verfeinerten Form erhoben haben, können gelegentlich zu primitiven und kindischen Ausdrucksformen regredieren und sich dann mitunter sinnloser und ein-

1) The Manners and Customs of the Rwala Beduins. Am. Geographic Soc. Oriental Expl. and Studies No. 6.

töniger Wortwendungen bedienen. Beim Dichter überwiegt die Gefühlssphäre, nicht die Verstandessphäre. Das Gefühl beherrscht den Gedanken, der Affekt geht voraus, Worte und Gedanken folgen ihm nach. Wie ein plötzlich erschreckter Vogel fühlt sich der Dichter in Zuständen von Angst und Erregung gezwungen, den Gedanken aufzugeben zugunsten des Klangs, Logik zugunsten des Rhythmus, Sprachgesetze zugunsten der poetischen Lizenz. Ähnlich wie das Kleinkind erst durch die Mutterbrust aus seiner Angst erlöst werden kann, so auch der Dichter, dem erst der rhythmische Ausdruck klingender Worte Beruhigung bringt. Sekundäre Bearbeitung vermag dann diese primitive orale Äußerung jeweils in sublime Dichtkunst oder in lächerliches modernistisches Wortgestammel zu verwandeln. Was bei dem hochstehenden Dichter eine gelegentliche Abweichung vom Ebenmaß und der Gesetzlichkeit der poetischen Sprache bedeutet, das wird beim hypermodernen Dichter zur Regel; seine Phantasien laufen einher ohne Rücksicht auf Reim und Rhythmus. Er ist der eigentliche „Erfinder", und was ist Dichtkunst anderes, als die Kunst des „Erdichtens"? Prescott[1] kommt zu ganz ähnlichen Ergebnissen, wenn er die Dichtkunst in ihren Äußerungen mit denjenigen der pseudologia phantastica vergleicht.

Von Haus aus kämpft der Dichter als Oral-Erotiker mit einem quälenden Hunger nach Nahrung, aber auch nach Anerkennung. Der Hunger kann meist direkt befriedigt werden, aber der beständige Wunsch nach Ruhm vermag sich nur indirekt zu befriedigen, meist durch Phantasien in Reim und Versmaß. Je nach der Höhe der Entwicklung seiner Produktionen ist er ein erwachsener oder ein infantiler Poet. Im ersteren Falle hat er trotz einiger oraler Fixierungen die Stufe der Objektliebe erreicht, im letzteren Falle ist er eben ein Kind geblieben, das nach der Weise der hypermodernen Neuerer das Stadium der Kinderreime nie verlassen hat. Zwischen beiden Extremen stehen jene Dichter, deren Werke, schwer verständlich, in uns das Gefühl des Geheimnisvollen erwecken. Solche Werke sind der Ausdruck von Stimmungen, die aus dem tiefsten Unbewußten aufsteigen, „aus den frühesten Phasen der Ich-Entwicklung, aus jener Zeit, da das Ich noch alles enthielt, von der Außenwelt noch nicht geschieden war. Die seltsam faszinierende Stimmung, die solche Dichtungen in uns auslösen, ist der Widerhall jener unbestimmten, grenzenlosen und geheimnisvollen Epoche unserer frühesten Kindheit, als der Mund noch der Inbegriff unseres Lebenswillens war, und als alle Süße des Daseins sich uns im rhythmischen Saugen an der Mutterbrust offenbarte. Am Anfang war das ‚ozeanische Gefühl'."

F. Sch.

1) The Poetic Mind, p. 270. New York, 1922.

Die Flucht in das Unendlichkleine

Eine Leibniz-Studie

Von

Friedrich Eckstein

„Nur immer zu! Wir wollen es ergründen,
In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden".
Goethe, Faust, II.

Kontrapunkt der Sphären

Es ist schon weit über sechzig Jahre her, daß ich, etwa sieben Jahre alt, noch ganz umfangen von den Träumereien kindlicher Spiele, meinem Vater eines Morgens voller Freude mitteilte, ich hätte soeben die Kunst entdeckt, wie man das ganze Weltall, ja, das ganze Weltall! — in zwei Teile teilen könne. Und als mein Vater nun lachend zu wissen verlangte, wie ich dies anzustellen gedächte, zog ich sogleich eine leere Pappschachtel hervor und setzte den Deckel darauf.

„So," rief ich stolz, „jetzt habe ich die ganze unendliche Welt in zwei Teile geteilt: in den, der in der Schachtel drin ist, und in den, der draußen bleibt!"

Dies sollte damals beileibe kein Scherz sein, und es fehlte mir nur der Mut, eine Ahnung auszusprechen, die sich mir gleichzeitig aufgedrängt hatte, und die mir wie ein Zaubermärchen erscheinen wollte: daß jener Teil des Weltalls, der von meiner Schachtel eingeschlossen wurde, und der andere, von ihr draußen gelassene, eigentlich mit einander identisch seien, daß der eine die „Umstülpung" des anderen sei, daß sie einander in jeder Hinsicht entsprächen und an Fülle und Mannigfaltigkeit gleichwertig seien. Solche Vorstellungen beglückten mich über alle Maßen; sie gaben mir das Gefühl, daß ich selber in meinem Innern unausprechlich große Reichtümer verwahrte.

Diese Art von träumerischer Raumes- und Weltanschauung hat mich aber auch in reiferen Jahren nie mehr ganz verlassen, und so war es auch das Wunder der geschlossenen Linien, insbesondere aber des Kreises, das mich immer wieder gefangennahm. Nicht allein die große Schönheit und Harmonie der den Mittelpunkt umschließenden, gleichartigen Rundung: auch hier wiederum erschien mir besonders merkwürdig, daß diese Linie die unendliche Ebene auf eine eigenartige Weise in zwei Teile zerlegt, in ein endliches, von der Kreislinie eingeschlossenes und ein unendliches, sie außen um-

ringendes Gebiet, welche sich beide in einer geheimnisvollen Weise aufeinander zu beziehen schienen.

Und als ich dann später, beim Studium der Perspektive und der projektiven Geometrie, erfuhr, daß es zu dem Wesen von Kreis und Kugel gehöre und zu ihrem tieferen Verständnis unerläßlich sei, daß ihnen beiden außer dem inneren noch ein zweiter unendlich ferner Mittelpunkt zukomme, war ich von diesem Gedanken, als einer unerwarteten, wichtigen Bestätigung meiner frühen Phantasien und ihres Sinnes, mächtig ergriffen. Dies umsomehr, als sich mir bald darauf der Gedanke aufdrängte, ob nicht diese Art projektiver Auffassung von Kreis und Kugel und ihrer einander entsprechenden Mittelpunkt-Paare auch bei der Betrachtung gewisser realer Naturvorgänge gelegentlich eine Rolle spielen und sich dabei als nützlich erweisen könne?

Besonders deutlich wurde mir dies durch den bekannten physikalischen Lehrsatz, welchem zufolge ein Massenpunkt im Inneren einer anziehenden hohlen Kugel von dieser selbst keinerlei Einwirkung erfahren kann, während er, außerhalb von ihr, mit einer Kraft angezogen wird, welche seinem Abstand von dem Kugelmittelpunkt entspricht. Dies alles erschien mir nun ohneweiters klar und ganz natürlich, wenn ich an meine geschlossene Schachtel dachte: Befindet sich der Massenpunkt außerhalb, dann wird er nach dem inneren Mittelpunkt der Hohlkugel hin gezogen; wird er aber in ihr Inneres gebracht, ist er nunmehr von ihr allseitig umschlossen, dann erleidet er eine nach außen hin, in der Richtung nach dem zweiten „uneigentlichen“, dem unendlich-fernen Mittelpunkt gerichtete Anziehung. Deren Größe muß aber Null sein, denn diese Einwirkung erfolgt ja aus einer unendlich großen Entfernung.

Nachdem sich mir also die Anschauung der beiden einander gegenseitig entsprechenden Mittelpunkte durch physikalische Bestätigung als fruchtbar erwiesen hatte, mußte es mir um so wichtiger erscheinen, auch noch nach weiteren solchen, sich innerhalb und außerhalb von Kreis und Kugel aufeinander beziehenden Punktepaaren Umschau zu halten.

Daß es eine unendlich große Klasse von Punkten gibt, welche dieser Anforderung gleichfalls entsprechen, ist ja von vornherein klar: es sind dies alle jene „Randpunkte“, die sich auf der Peripherie des Kreises oder auf der Kugelfläche selbst befinden; kann man diese doch jederzeit, ganz nach Belieben, entweder als dem inneren eingeschlossenen, oder als dem äußeren, ausgeschlossenen Gebiet angehörig betrachten; jeder dieser Punkte muß daher sich selbst entsprechen, mit seiner eigenen Abbildung zusammenfallen. Es konnte sich mir also bloß darum handeln, ob es außer diesen Rand- und Grenzpunkten und den einander korrespondierenden beiden Mittelpunkten

von Kreis und Kugel noch andere, sich gegenseitig außen und innen abbildende Punktpaare gibt, solcherart, daß, während der eine sich von dem Rand hinweg längs eines Radius dem inneren Zentrum nähert, der andere zugleich dem zweiten, unendlich fernen „uneigentlichen" Mittelpunkt zustrebt.

Auch hier wieder fand ich bei der projektiven Geometrie die gewünschte Aufklärung. Zwar hatten schon die großen Begründer dieser Disziplin, Girard Desargues and Blaise Pascal, im 17. Jahrhundert Methoden angegeben, wie solche „involutorische" Beziehungen zwischen Punktepaaren hergestellt werden können; das Verfahren, um irgendeinen beliebig gewählten, äußeren Punkt im Inneren des Kreises und der Kugel projektiv abzubilden, verdanken wir jedoch erst dem berühmten Astronomen Ferdinand M ö b i u s, insbesondere seinen Theorien der „Kreisverwandtschaft" der „inversen" Abbildung durch reziproke Radien und der daraus folgenden überaus einfachen Konstruktion:

Denkt man sich nämlich in der Ebene einen Kreis K und wählt man außerhalb von ihm einen beliebigen Punkt P, so hat man nach Möbius, um dessen projektive „Abbildung" im Inneren des Kreises zu finden, weiter nichts zu tun, als den Punkt P mit dem Mittelpunkt O des Kreises durch den „Zentralstrahl" OP zu verbinden und überdies die beiden Tangenten von P aus an den Kreis zu legen. Verbindet man nun deren Berührungspunkte durch die „Berührungssehne" BB_1, so schneidet diese den Zentralstrahl PO in einem Punkte A, welcher die „Abbildung" des äußeren Punktes P im Inneren des Kreises darstellt.

Will man sich die analogen Verhältnisse bei der Kugel und die Abbildung eines äußeren Raumpunktes im Inneren der Kugel vorstellen, so hat man nur nötig, den Kreis mit seinen beiden Tangenten aus P und der Berührungssehne, um den Zentralstrahl PO als räumliche Achse, herumschwingen zu lassen, so daß der Kreis zur Kugel, die Tangenten zum Kegel und die Berührungssehne zu einer Ebene wird. Wo nun diese den Zentralstrahl schneidet, dort ist die gesuchte innere Abbildung A des äußeren Raumpunktes P.

Von allen den unendlich vielen denkbaren Abbildungsmethoden für Kreis und Kugel scheint mir nun diese die einfachste und übersichtlichste zu sein.

Man überzeugt sich ohneweiters, daß in dem Maße, als der außerhalb des Kreises oder der Kugel gelegene Punkt in eine unendliche Entfernung rückt, sich dessen innere Abbildung immer mehr dem Zentrum nähert, mit welchem sie zusammenfällt, wenn der äußere Punkt ins Unendliche verschoben ist, so daß dessen beide Tangenten einander parallel werden

und die Verbindungslinie ihrer Berührungspunkte durch den inneren Mittel punkt geht.

Dieses Möbiussche Verfahren gibt also das Mittel an die Hand, um nicht allein jeden beliebigen Punkt des unendlichen Raumes, sondern auch jede räumliche Gestalt oder Bewegung in dem Inneren einer Kugel projektiv und eindeutig bestimmt a b z u b i l d e n.

Möbius hat nun überdies nachgewiesen, daß diese Art der Punkt-Entsprechung noch besonders merkwürdige und wichtige Eigenschaften zeigt: daß sie nicht allein durchaus umkehrbar ist, man also imstande ist, mit der gleichen Konstruktion ebensogut auch zu jedem inneren Punkt die entsprechende äußere Abbildung zu finden, sondern daß sich dabei auch Kreislinien und Kugeln immer wieder als Kreise und Kugeln gegenseitig abbilden, und daß schließlich die Winkel, unter welchen sich die Linien- und Flächen-Elemente irgendwelcher Gebilde schneiden, bei deren inverser Abbildung unverändert in gleicher Größe erhalten bleiben, daß also das Urbild und dessen inverse Abbildung einander stets gegenseitig in den kleinsten Teilen ähnlich sein müssen. Was mir an der Symbolik der Möbiusschen Methode noch besonders zu denken gab, ist der merkwürdige Umstand, daß jedes Paar einander gegenseitig abbildender Punkte mit den beiden Endpunkten des Kreis- oder Kugel-Durchmessers immer in einem m u s i k a l i s c h - h a r m o n i s c h e n V e r h ä l t n i s steht, in jenem des Grundtones, der Quart und der Oktave, daß also diese Abbildung auch musikalisch-harmonikale Eigenschaften hat.

Die Realität im Kleinsten

Je mehr ich mich nun mit den verschiedenen Abbildungstheorien beschäftigte, insbesondere auch mit den nahe verwandten des französischen Mathematikers Josèphe Liouville, desto mehr mußte ich zu der Überzeugung gelangen, daß es sich hiebei nicht allein um merkwürdige geometrische Konstruktionen und mathematische Beziehungen handle, sondern daß in ihnen auch Hinweise auf tiefe, gerade jetzt als wichtig erkannte philosophische Probleme zu erblicken seien. Dabei wurde mir immer klarer, daß sich von hier aus auch eine Möglichkeit zu bieten schien, um vor allem zu einem neuen und besseren Verständnis der L e i b n i z s c h e n M o n a d e n l e h r e zu gelangen.

Ist es doch gerade der Begriff der Abbildung, der „Spiegelung" des Universums, welcher in dem System dieses großen Philosophen eine so überragende Bedeutung gewonnen hat. Leibniz war ja ursprünglich von einer

Kritik der älteren, naiv-dogmatischen Ansicht der Scholastiker ausgegangen, daß es ein absolut für sich existierendes, objektives Universum gebe, welches in einer ebenso absolut vorhandenen „Seele" „abgebildet" werde; und zwar zufolge der verschiedenen Arten von „intentionalen Species", unklar vorgestellten Einwirkungen oder „geistigen Strahlungen" irgendwelcher „immaterieller Substanzen", welche auf eine geheimnisvolle Weise von den Gegenständen her in die Seele hinüber gelangen und auf diese einwirken sollten.

Es war mir nun ein Gefühl der Erleichterung, zu verfolgen, wie Leibniz diesen scholastischen Wirrungen gegenüber sich Schritt vor Schritt den Weg zu seinem eigenen philosophischen Standpunkt und zu einer neuen Theorie von den Beziehungen des Psychischen zum Gegenständlichen allmählich freigemacht hat.

Wenn es etwas wie eine „psychische Substanz" geben soll, so argumentiert er, dann kann diese, im Gegensatz zu den äußeren Objekten, nicht aus Teilen zusammengesetzt sein, sie muß vielmehr teillos und einfach sein. Wo es aber keine Teile gibt, dort kann weder von Ausdehnung gesprochen werden, noch von Gestalt; die Seelen müßten also unteilbare und auch nicht aus Teilen zusammengesetzte „Monaden" sein, welche zugleich „die wahrhaften Atome der Natur", die „Elemente der Dinge" darstellen.

Soll aber das Universum von einer solchen monadisch-einfachen Seele „perzipiert" werden, dann könnte dies nach Leibniz einzig und allein durch eine „Expression" geschehen, durch eine Abbildung des Zusammengesetzten in einer einfachen Wesenheit, solcherart, daß jede einfache Substanz Beziehungen in sich schließt, „durch welche sie alle anderen ausdrückt, und daß sie daher ein lebender, immerwährender Spiegel des Universums ist". „Und wie eine und dieselbe Stadt, von verschiedenen Seiten betrachtet, immer wieder anders und gleichsam perspektivisch vervielfältigt" erscheint, so gebe es auch „vermöge der unendlichen Vielheit der einfachen Substanzen, gleichsam ebensoviele verschiedene Welten, die indes nichts anderes seien als — gemäß den verschiedenen Gesichtspunkten jeder Monade — perspektivische Ansichten einer einzigen".

Indem ich nun diese Gedankengänge der Monadologie mit den verschiedenen geometrischen Theorien der Abbildung, besonders aber mit den Konstruktionen im Sinne der „inversen" Kreis- und Kugelverwandtschaft verglich, wurde ich mir sogleich der großen Übereinstimmung zwischen beiden bewußt, und erst durch die auf projektive Prinzipien gegründete Abbildungsmethode glaubte ich in den Stand gesetzt, mir ein klareres Bild davon zu verschaffen, wie Leibniz das Symbol seiner perspektivischen

„Spiegelung" des Universums in den „einfachen Substanzen" verstanden haben mochte. Daß ihn die allgemeinen Theorien der „Expression", der Abbildung, der Ähnlichkeit, sowie auch jene der Projektion und der Perspektive unablässig beschäftigt haben, wissen wir ja aus vielen seiner Schriften; daß er insbesondere die grundlegenden Arbeiten von Desargues und von Pascal gekannt und eingehend studiert hat, unterliegt keinem Zweifel, und es ist sicher, daß sie die Konzeption seiner Monadenlehre stark beeinflußt haben. Sie mögen ihm als ein höchst willkommenes Hilfsmittel erschienen sein, um sich von den alten Theorien der „intentionalen Spezies" endgiltig zu befreien. Diese hatte er ja längst schon als eine „chimärische Vorstellung" erkannt, welche „gar nicht zu verstehen" sei; denn es sei ja ganz unerklärlich, wie eine immaterielle Substanz durch die Materie beeinflußt werden könne. Man kennt doch zur Genüge seinen berühmten Satz, die Monaden hätten „keine Fenster, durch die etwas hinein- oder heraustreten könnte", die seelische „Perzeption" der äußeren Gegenstände sei aus mechanischen Gründen nicht zu erklären, und die einzige Art, sie zu begreifen, wäre eben die einer „Perspektive", eines „geistigen Gesichtspunktes". Und so gelangt Leibniz schließlich zu dem entscheidenden, weit in die Zukunft weisenden Gedanken, die „Perzeption" sei nichts anderes als „der Ausdruck der Vielheit durch die Einheit", eine Ansicht, welche später dann Kant zur Grundlage seiner Transcendental-Methode gemacht hat. Damit erst erscheint der letzte Rest dinglich-naiver Abbildungsbegriffe im Sinne der intentionalen Spezies endgiltig überwunden; die „Abbildung" wird zur „Einheit des Mannigfaltigen".

Es wollte mir nun scheinen, man könne für das Verständnis dieser schwierigen Begriffe von „Perzeption" und „Abbildung", als einer ausdrucksvollen Zusammenfassung der Vielheit in eine Einheit, in eine „Expression" im Leibnizschen Sinne, kein besseres Hilfsmittel finden, als die richtig verstandene Symbolik der inversen Kreis- und Kugelverwandtschaft.

Auch Friedrich Theodor Fechner hatte sich mit verwandten Ideen beschäftigt, als er in seinen „Elementen der Psychophysik" das Seelische in seinem Verhältnis zur objektiven Welt gleichfalls mit Hilfe der Kreislinie und des Gegensatzes zwischen der konkaven und der konvexen Seite eines und desselben Kreises zu erläutern versuchte, indem er also im Grunde gleichfalls den Gegensatz zwischen der subjektiven und der objektiven Ansicht und zugleich auch ihrer Einheit, mit dem Antagonismus zwischen dem endlichen und dem unendlich-fernen Mittelpunkt des Kreises parallelisierte.

„Wenn jemand innerhalb eines Kreises steht", heißt es dort, „so liegt

dessen konvexe Seite für ihn ganz verborgen unter der konkaven Decke; wenn er außerhalb steht, umgekehrt die konkave Seite unter der konvexen Decke. Beide Seiten gehören ebenso untrennbar zusammen, als die geistige und leibliche Seite des Menschen, und diese lassen sich vergleichsweise auch als innere und äußere Seite fassen; es ist aber auch ebenso unmöglich, von einem Standpunkt in der Ebene des Kreises beide Seiten des Kreises zugleich zu erblicken, als von einem Standpunkt im Gebiete der menschlichen Existenz diese beiden Seiten des Menschen".

Natürlich treten bei der Symbolik der inversen Kreis- und Kugelverwandtschaft alle diese Analogien viel schärfer hervor als bei Fechners etwas vagen Allegorien. Entspricht doch bei der Kugelverwandtschaft den unendlich fernen Raumtiefen des objektiven Universums ein einziges inneres, dem Subjekt analoges Zentrum, so daß man sich die gesamte Mannigfaltigkeit des Weltalls als in der psychischen Einheit der Perzeption, in der Einheit des „Ichs" zusammengefaßt denken kann.

Dies alles tritt aber noch viel deutlicher hervor, wenn die dem jeweiligen „Standort" entsprechenden Inversionskugeln unbeschränkt kleiner werdend gedacht werden, bis sie schließlich zu dem geworden sind, was Leibniz „metaphysische Punkte" genannt hat, „verschiedene Konzentrationen des Universums aus verschiedenen Gesichtspunkten".

Erst dann, wenn die abbildenden Inversionskugeln unendlich klein geworden sind, wenn sie ihre extensive Größe völlig abgestreift haben und nur mehr qualitative Beziehungen darstellen, tritt ihr Charakter, als der einer reinen Synthese des Mannigfaltigen durch die „Perzeption", durch die Einheit des „Ich" und des Denkens deutlich hervor, und es zeigt sich, wie dabei die objektive Einheit des Universums und die subjektive des Bewußtseins durchaus zusammenfallen. „Es ist die Verknüpfung der Perzeptionen, welche die Einheit des Perzipierenden herstellt", sagt Leibniz darüber: *„Unitatem percipientis facit perceptionum nexus"*. Auf diese Bedeutung des Leibnizschen Perzeptionsbegriffes und seine Zusammenhänge mit dem Erkenntnisproblem hat insbesondere Ernst Cassirer in seinen grundlegenden Leibniz-Büchern eindringlich hingewiesen. Das Denken, heißt es dort, könne „von dem Inhalt, in dem es sich darstellt, nicht losgelöst und ihm als unabhängige Realität gegenübergestellt werden"; das Problem sei „nur in seiner Doppelheit der Betrachtungsweise zu lösen, insofern die Einheit des Selbstbewußtseins sich nur zugleich mit der Einheit des Gegenstandes konstituieren läßt". Die Einheit des Ich wird also selbst erst in der Gesetzmäßigkeit seiner Inhalte gewonnen, und was die älteren Philosophen und die Psychologen gemeinhin als eine subjektive Abbildung der Gegenstände bezeichnet haben, sei

es durch intentionale Spezies, sei es auf andere Art hervorgerufen, ist vielmehr nichts weiter als ein Symbol für die Identität von beiden.

Dies wird noch deutlicher, wenn wir uns erinnern, daß es die Urform der Bewegung ist, welche beiden, der subjektiven sowohl, wie auch der Welt der Gegenstände, gemeinsam zum Grunde liegt. Nicht allein das objektive Universum ist ohne Veränderung und Bewegung nicht zu denken: auch das Denken selbst ist unmöglich, wenn wir nicht die Bewegung schon voraussetzen. Dies hat ja auch K a n t in dem bekannten Satz ausgesprochen, daß man sich keine Linie, so klein sie auch sei, vorstellen könne, „ohne sie in Gedanken zu ziehen, d. i. von einem Punkte alle Teile nach und nach zu erzeugen".

Der Gedanke von der I d e n t i t ä t v o n S e i n u n d D e n k e n ist uralt: schon bei P a r m e n i d e s findet sich der Satz, „das Seiende denken und das Sein sei dasselbe": „τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστίν τε καὶ εἶναι". Als das beste Mittel, diese Identität des Seienden mit dem Denken symbolisch zu veranschaulichen, erschien mir immer die Möbiussche Konstruktion der Kreis- und Kugelverwandtschaft, und es ist vielleicht kein bloßer Zufall, daß es der selbe Parmenides gewesen ist, der schon das mit dem Denken identische Sein mit einer wohlgerundeten Kugel „εὐκύκλου σφαίρης ἐναλίγκιον ὄγκωι" verglichen hat, deren Mittelpunkt von allen Seiten gleich weit entfernt, „gleichmäßig auf die Grenzen zielt".

Der Umstand, daß bei der projektiven Darstellung durch die inverse Kugelverwandtschaft die Abbildungen der äußeren Objekte im Inneren der Inversionskugel immer kleiner werden und sich immer dichter gegen deren Mittelpunkt zusammendrängen, je weiter sich diese von dem Standort entfernen, regt natürlich zu vielerlei Betrachtungen und Analogien an. Daß aber die ins Unendliche sich erstreckenden Gebiete des Universums innerhalb einer endlichen, beliebig kleinen Kugel lückenlos abgebildet werden können, hat uns ja die moderne Mengenlehre begreiflich gemacht, derzufolge die Menge aller Punkte einer beiderseits unbegrenzten geraden Linie in umkehrbar-eindeutiger Weise der Menge aller Punkte innerhalb einer begrenzten, beliebig kleinen Strecke äquivalent ist und sich ihren Punkten zuordnen läßt.

Aus allen diesen Zusammenhängen hoffte ich nun, gerade mit Hilfe der Möbiusschen Anschauungen und ihrer symbolischen Bedeutung, ein besseres Verständnis für einen Grundgedanken der Monadenlehre zu gewinnen, für die Idee der konzentrierten Abbildungen in den „metaphysischen Punkten", welche „etwas wie Leben und eine Art von Perzeption in sich tragen". Nur dann, wenn die Punkt-Menge der immer dichter gegen das Zentrum hin zusammengeballten inneren Abbildungen denen des unendlich ausge-

dehnten Universums durchaus adäquat und mathematisch äquivalent ist, erhalten die „substantiellen Einheiten" ihre tiefere und anschaulich-symbolische Bedeutung.

In einer anderen Schrift werden diese Gedanken in bemerkenswerter Weise weitergeführt: „Man könnte die Schönheit des Universums an jeder Monade erkennen, wenn man alle ihre Falten aufzudecken vermöchte, doch entwickeln diese sich merklich erst mit der Zeit. Da aber jede distinkte Perzeption der Seele eine Unendlichkeit verworrener Perzeptionen einbegreift, die das ganze Universum einschließen, so erkennt die Seele die Dinge, von denen sie Perzeptionen hat, nur insofern, als diese deutlich und völlig aufgeklärt sind, und ihre Vollkommenheit mißt sich an ihren distinkten Perzeptionen".

Diese Sätze finden sich in der Schrift über die „Vernunftprinzipien der Natur und der Gnade", welche Leibniz zwei Jahre vor seinem Tode geschrieben hat. Sie enthalten, zusammengenommen mit einigen Kapiteln zu den erst viele Jahre später bekanntgewordenen „Neuen Abhandlungen über den menschlichen Verstand", vermutlich die erste und älteste Darstellung des „U n b e w u ß t e n" im Sinne unserer heutigen Psychologie. Erblickt doch diese, und insbesondere die Psychoanalyse, ihre Aufgabe gerade darin, daß sie das „Ich" von jener „Verwirrung" befreit, welche eine Folge der nur ganz schwach bewußten *„petites perceptions"* ist, und daß sie versucht, jene „eingeborenen Vorstellungen, die im Geiste sind, ohne daß der Geist wirklich an sie denkt", zu bewußter Klarheit emporzuführen.

Hierzu aber ist nach Leibniz erforderlich, daß die bloßen Perzeptionen zu „Empfindungen", daß sie „von Gedächtnis begleitet" werden, und daß von ihnen „eine Art Echo längere Zeit zurückbleibt, um sich dann bei Gelegenheit vernehmen zu lassen". Erst dann ist die Monade als eine „Seele" anzusehen, der es vorbehalten bleibt, „sich weiterhin bis zur Vernunft zu erheben", in welcher sich die Identität von Sein und Denken auf eine neue Art und auf einer höheren Stufe zu offenbaren vermag. Wenn aber jedes kleinste Teilchen unseres Leibes von bloß schlummerndem Bewußtsein, von bloßen Perzeptionen erfüllt ist, welche unter Umständen durch eine Art von Echo und Rückerinnerung zur Klarheit der Apperzeption und der Vernunft erhoben werden kann, so wird verständlich, wie die leiblichen Vorgänge vom Denken her, und wie umgekehrt das Denken vom Somatischen aus beeinflußt werden kann. Die Materie selbst ist eben nach Leibniz eine „verworrene Vorstellung" und „das Leidende der Monaden besteht in ihren verworrenen Vorstellungen", diese sind Leiden, „weil etwas Unfreiwilliges und Unerkanntes in ihnen liegt".

Das ewige Leben

Der Gedanke einer durchgängigen Identität von Sein und Denken war mir zuerst mit überwältigender Macht entgegengetreten, als ich in jungen Jahren begonnen hatte, die Theorien der analytischen Geometrie und der Infinitesimal-Methode in mich aufzunehmen. Die Vorstellung, es sei gleichsam möglich, aus einem bloßen Gedanken, aus einer mathematischen Formel, einer Gleichung, wie durch das Wunder eines Schöpfungsaktes, eine sinnlich-anschauliche Gestalt, ein Seiendes, hervorgehen zu lassen, etwa eine Parabel, eine Ellipse, oder eine ins Unendliche sich erstreckende Spirale, machte auf mich tiefen Eindruck. Dieser wurde noch verstärkt durch die Erkenntnis, daß es möglich ist, das Verhalten solcherart erzeugter Gebilde, der krummen Linien oder Flächen, in jedem beliebigen Punkt, auch in den unzugänglichen unendlichen Fernen, mit Sicherheit anzugeben, und daß es auch im Prinzip denkbar sein müsse, von den Formen und den Vorgängen der Natur, von den Bahnen der Gestirne ebenso wie von den Gestalten der Blumen und Blätter, das ihnen zum Grunde liegende Bildungsgesetz zu entdecken und durch die mathematischen Symbole einer Gleichung festzuhalten.

Bald wurde mir klar, daß es sich auch hier um eine Art von Abbildung handle, daß die aus der Gleichung gewonnene Gestalt eine bildliche Darstellung der ihr zum Grunde liegenden Gesetzmäßigkeit sei, und daß daher auch jede aus einer Gleichung hervorgegangene Bildung dieses Gesetz ihrer Erzeugung in allen ihren kleinsten Teilen als eine „Ganzheit“ enthalten und repräsentieren müsse, daß sie also, wie Leibniz zu sagen pflegte, eine „Expression“ dieses Gesetzes sei. „Eine Sache“, sagt er in einem seiner Briefe an Arnauld, „drückt eine andere aus, wenn eine ständige und geregelte Beziehung zwischen dem besteht, was sich von der einen und von der anderen aussagen läßt. So drückt eine perspektivische Projektion ihr zugehöriges geometrisches Gebilde aus.“ Diese „Expression“ nun sei „allen Formen gemeinsam und bilde deren obersten Gattungsbegriff“. Und da nun dieses gemeinsame Bildungsgesetz, ihre Ganzheit, durch jeden Teil der Kurve als deren „Expression“ repräsentiert wird, so muß auch im Prinzip jeder noch so kleine Teil von ihr sie in ihrer gesamten Erstreckung implicite enthalten; so daß also, falls nur das kleinste Stück der Kurve mit hinreichender Genauigkeit gegeben wäre, damit auch schon das ganze Gebilde in seiner totalen Erstreckung, mit allen seinen Besonderheiten festgelegt und im Voraus berechenbar sein müßte. Man wäre also imstande, ganz nach Analogie der Monaden, jedes unendlich kleine Stück einer krummen Linie

als eine „Spiegelung", als eine Art von perspektivischer „Konzentration" der ganzen Kurve in einem ihrer Punkte als „Standort", als einen Ausdruck ihrer inneren Gesetzes-Einheit zu betrachten. Daß es sich mit den durch eine Bewegungsgleichung charakterisierten zeitlichen Vorgängen ganz analog verhalten müsse, leuchtete mir ohneweiters ein, da ich mir eine Kurve immer nur als die Bahn eines bewegten Punktes vorgestellt hatte.

Man weiß, daß alle diese Gedanken ursprünglich auf Leibniz zurückgehen. Dieser aber ist hierin noch viel weiter gegangen, indem er auch die einzelnen Kurven und ihre Gattungen nicht allein durch ein „*Continuum formarum*" miteinander verband, sondern dieses selbst zugleich auch als aus einer höheren, übergeordneten Gesetzmäßigkeit und Ganzheit ableitbar angesehen hatte. So mußte er schließlich konsequenterweise zu der Idee eines obersten, alle möglichen Bildungen und das ganze Universum umfassenden Gesetzes hingeführt werden, in welchem alle denkbaren Naturformen und Prozesse als besondere Fälle enthalten seien, zu dem Gedanken einer allgemeinsten, obersten „Welt-Formel". Man weiß ja, daß sich viel später dann Laplace diese Ideengänge zu Eigen gemacht hat. Die Leibnizschen Monaden sind also nicht allein „Spiegelungen" und „Konzentrationen" des Universums von einem bestimmten Standort aus; sie sind zugleich auch individuelle Repräsentationen und „Expressionen" des gesamten Weltlaufes und von dessen oberster Gesetzes-Einheit, der „Welt-Formel"; sie erscheinen als Welt-Differentiale nach der Zeit.

Diese Vorstellungen hatten im Geiste ihres Schöpfers immer festere Gestalt gewonnen, je mehr er im Verlaufe seiner mathematischen Arbeiten zur Entdeckung der Differentialrechnung hingeführt wurde und sich bei der Betrachtung der Kurven insbesondere mit ihren Tangenten und den Gesetzen ihrer unendlichkleinen Richtungsänderungen beschäftigte, als er nachwies, daß man, umgekehrt, auch aus dem Gesetz dieser infinitesimalen Richtungsänderungen die krumme Linie selbst herstellen könne. Die Kenntnis dieser ganz neuen, grundlegenden geometrischen Entdeckungen bildet nun eine der wesentlichsten Voraussetzungen für das Verständnis der Monadenlehre. Wie nämlich in der krummlinigen Bahn eines bewegten Punktes deren unendlichkleine Linienelemente, also auch die Tangenten, unablässig ihre Richtung ändern, so folgen einander in den Monaden ihre verschiedenen Zustände, ihre einzelnen momentanen Perzeptionen. Und ganz analog, wie aus den Schwankungen der Bahn-Tangenten sich der Begriff der Beschleunigung und damit auch der der Kraft ergibt, so deutet Leibniz auch das Fortschreiten von Perzeption zu Perzeption innerhalb der Monaden als deren „Streben", als ihre „Tendenz", von der einen zur nächsten zu gelangen. Und ebenso,

wie das Gesetz der Tangentenschwankungen nicht allein das Bildungsgesetz der Bahnkurve offenbart, sondern auch alle ihre zukünftigen Zustände vorwegnimmt, so ist auch jener als „Tendenz“ oder „Streben“ sich offenbarende Wechsel der Perzeptionen eine Enthüllung der in der Monade implicite verborgenen Gesetzlichkeit und deren „Auswickelung“. Diese Erkenntnis aber hat Leibniz später doch wieder bewogen, auf die in der Jugend verworfenen „substantiellen Formen“ des Aristoteles und der Scholastiker zurückzugreifen, indem er nunmehr die Monaden als „Entelechien“ betrachtete, welche eine bestimmte Vollkommenheit in sich tragen, (ἔχουσι τὸ ἐντελές); zufolge einer Art Selbstgenügsamkeit (αὐτάρκεια), die sie zum Quell ihrer inneren Tätigkeiten und „gleichsam zu unkörperlichen Automaten macht“. Dieses Gesetz der universalen Entwicklung und der allgemeinen Gesetzlichkeit alles Seienden erstreckt sich nach Leibniz nicht allein auf den Lauf der Gestirne und die tote Natur, sondern ebenso auch auf die Vorfälle des organischen und des menschlichen Lebens: „Was wir Zeugung oder Tod nennen“, schreibt er einmal, „ist nur eine größere und schnellere Veränderung; es gibt im absoluten Sinne keine Sprünge und Unstetigkeiten; sie sind, ebenso wie in der Bewegung so in jeder Ordnung, der Dinge sowohl als der Wahrheiten, unmöglich. Wie es in einer Kurve gewisse ausgezeichnete Stellen gibt, die man Spitzen, Wendepunkte oder Rückkehrpunkte nennt, und wie es Linien gibt, die eine Unendlichkeit solcher Punkte enthalten, so muß man analog im Leben des Tieres und des Menschen die Zeiten einer außergewöhnlichen Umwandlung auffassen“. „Was wir Zeugungen nennen“, heißt es in der „Monadologie“, „das sind Entwicklungen und Steigerungen, wie das was wir Tod nennen, Rückentwicklungen und Verminderungen sind“.

Hier haben wir es nun mit einer ganz neuen Idee des Lebendigen zu tun, welche durch eine gleichfalls neue, viel tiefer greifende Art der Abbildung versinnlicht wird als jene bloß geometrisch-starre der Perspektive und der projektiven Konzentrationen; denn hier, bei den Begriffen der „Tendenz“ und der „Entwicklung“, handelt es sich vielmehr um eine Ar von antizipierender Darstellung künftigen Geschehens, welches dabei immert als „mit der Zukunft schwanger“ betrachtet wird. Während nun die bloß räumlich-perspektive Repräsentation, wie sie am besten durch die Möbiussche inverse Verwandtschaft demonstriert wird, bloß zu einer räumlich-statischen Gegenüberstellung eines „Makrokosmos“ und eines „Mikrokosmos“ hinführt, etwa im Sinne der Astrologie, geht hingegen aus der neuen Leibnizschen Darstellung der streng wissenschaftliche, auf das Kontinuum, den Funktionsbegriff und das Infinitesimale gegründete Begriff der Kraft

und damit auch die moderne Physik und die Astronomie hervor. Damit erst konnte es gelingen, die schon von Johannes Kepler eingeschlagene Bahn erfolgreich weiter zu verfolgen und den mittelalterlichen kosmologischen Phantasien von Zusammenhängen starren und statischen Charakters eine neue, dynamische, durchaus auf Bewegung und Beschleunigung, auf Kraft, Tendenz und Entwicklungsgedanken fundierte Naturbetrachtung entgegenzusetzen, welcher zufolge auch immer die physikalische Gegenwart mit der Zukunft schwanger ist. Und hierin ist auch der tiefere Sinn des Satzes zu erblicken, daß die Monaden „keine Fenster" hätten; tragen sie doch als „Entelechien" ihrer „Autarkie" zufolge, implicite stets ihre gesamte „Zukunft" und ihre Entwicklung in sich. Auch die schwierige Lehre von der „praestabilierten Harmonie", die ja die ganze Leibnizsche Philosophie beherrscht, wird erst von hier aus wirklich verständlich; denn sie stellt nichts anderes dar als eine neue Form für den Gedanken des Parmenides, daß die Einheit des Denkens zugleich auch die Einheit des Seins sei. Die Einheit des Denkens ist ja nach Leibniz zugleich auch jene „wahrhafte Einheit, die dem entspricht, was man in uns das »Ich« nennt". Erst aus dieser Identität von Sein und Denken, von Ich und Gegenstand, wird das wahre Wesen der Abbildung deutlich, damit erst werden die „ganz unverständlichen, chimärischen Vorstellungen" der „intentionalen Spezies" endgiltig überwunden. Auch von diesem Gesichtspunkte aus bieten die Möbiusschen Konstruktionen wertvolle Analogien, denn sie zeigen ja nicht allein, daß die Abbildungen der Kreis- und Kugel-Verwandtschaft in den kleinsten Teilen ähnlich sind; diese Entsprechungen sind auch durchaus umkehrbar, so daß Original und Bild sich stets wechselseitig auf einander beziehen, daß also die „Seele" ebensogut als eine Darstellung des Universums, wie auch umgekehrt das Universum als ein Abbild, eine Projektion der Seele angesehen werden kann. Universum und Ich sind also beide „Expressionen" des obersten Weltgesetzes, der letzten Einheit des Denkens und des Seins, welche aber selbst nichts anderes bedeuten kann als eine ewige Aufgabe und Forderung, einen Leitgedanken für die wissenschaftliche Forschung.

Auch diese Forderung stellt eine Art von „Tendenz", „Streben" nach einer stets wachsenden „Klarheit" der Vorstellungen dar.

Denn jede einzelne Perzeption, welche „der Ausdruck der Vielheit durch die Einheit" ist, bleibt immer noch bis zu einem bestimmten Grade eine „verworrene Vorstellung". „Die Beschränktheit der Monade", heißt es in der „Monadologie", „liegt nicht in der Zahl der Gegenstände, welche sie vorstellt, sondern in der besonderen Beschaffenheit ihrer Kenntnis von diesen." Wenn daher unser „Ich" auch das ganze Universum „spiegelt", so kann es

sich seiner unendlichen Fülle doch nur gradweise, durch eine besondere Art von Einheits-Perzeption, bewußt werden. Diese hat Leibniz „Apperzeption" genannt. Während nämlich gewisse Wesen, wie etwa die Tiere, sich zuweilen „in einem Zustande einfacher Organismen befinden und ihre Seelen in dem einfacher Monaden, wenn ihre Perzeptionen nicht hinreichend distinkt sind, um sich ihrer entsinnen zu können, wie das bei einem tiefen, traumlosen Schlaf oder im Zustand der Betäubung vorkommt", gibt es auch andere seelische Existenzen, deren Perzeptionen einer reflexiven Erkenntnis eines Selbstbewußtseins ihrer inneren Zustände fähig sind. „Dies letztere ist keineswegs allen Seelen, ja nicht einmal derselben Seele zu allen Zeiten gegeben."

Solcherart gelangt nun Leibniz zu der Idee einer Stufenleiter der vernünftigen Seelen und der Geister; diese sind „nicht allein Abbilder und ein lebendiger Spiegel des Alls der Geschöpfe", sie sind überdies auch, als „Entelechien", welche sich, ihrer lebendigen Autarkie zufolge, unendlich entwickeln, „Abbilder der Gottheit oder des Urhebers der Natur selbst"; sie sind fähig „das System des Universums zu erkennen und es durch architektonische Proben wenigstens in etwas nachzuahmen, da jeder Geist innerhalb seines Bereiches wie eine kleine Gottheit ist".

Darum vermögen die Geister auch „in eine Art von Gemeinschaft einzutreten, so daß Gott zu ihnen in einem Verhältnis steht, wie ein Fürst zu seinen Untertanen, ja wie ein Vater zu seinen Kindern"; und damit gelangt Leibniz schließlich zu dem alten Augustinischen Gedanken von der „*Civitas Dei*", dem „Gottesstaat", dem „vollkommensten Staat, der uns möglich ist unter dem vollkommensten der Monarchen"; hierin aber erblickt er das eigentliche Wesen der Ethik. Denn „diese wahrhaft allumfassende Monarchie ist eine moralische Welt in der natürlichen Welt", und so fällt, im Sinne der Monadenlehre, die Ethik mit dem „moralischen Reiche der Gnade" als dem obersten Systemgedanken zusammen.

Damit aber wird das gesamte organische, lebendige *Continuum formarum* schließlich „aufwärts durch die tausendfachen Stufen", zu einem gewaltigen Aufbau von hierarchischer Konstitution, an dessen oberster Spitze, als der „Urquell aller Gnade", ein all-weiser und all-liebender Vater steht.

Der Begriff eines das All umfassenden Systems, sowohl der Natur, als auch der Geister, die allmählich fähig werden, es zu begreifen, bildet somit den eigentlichen Abschluß und die Krönung von Leibnizens großartigem Gedankenbau.

Das seit Voltaire immer wieder verspottete Prinzip von der „besten aller Welten": die Idee, Gott hätte unter den unendlich vielen, bloß möglichen Welten eine einzige, eben die bestehende wirkliche, als die beste ausgewählt,

wollte mir aber immer als eine in dem gesamten Leibnizschen System tief begründete durchaus konsequente Weiterführung seiner Methode und insbesondere seiner mathematischen Grundanschauungen erscheinen, aus welcher neben der Infinitesimalrechnung auch die Monadenlehre hervorgegangen war.

Die Idee von der „besten aller Welten“ ist ja im Grunde genommen nichts anderes als eine sinngemäße Anwendung der Theorien von den „Extremwerten“ auf das Weltall. Mit diesen Untersuchungen hatte sich Leibniz zu jener Zeit, bei der analytischen Behandlung der Kurven und ihrer Tangenten, sowie den Methoden zur Ermittelung ihrer Maximal- und Minimal-Bedingungen gerade lebhaft beschäftigt, und daß er nun auch an ihre Übertragung auf das Universum in seiner Totalität dachte, ist keineswegs verwunderlich.

Hatte Leibniz doch schon im Jahre 1684 eine Abhandlung: „Nova methodus pro maximis et minimis“ herausgegeben, in welcher nicht allein die rechnerischen Grundlagen der Differentialrechnung mitgeteilt wurden, sondern auch ein allgemeines Verfahren, um mit Hilfe höherer Differentiale den größten oder den kleinsten Wert zu berechnen, den eine Kurve oder eine Funktion unter bestimmten Umständen und Bedingungen annehmen kann.

Wer die spätere Entwicklung der mathematischen Naturwissenschaften und insbesondere ihre durch die Einsteinsche Relativitätstheorie in Verknüpfung mit dem Hamiltonschen „Prinzip der kleinsten Wirkung“ angebahnte Wendung aufmerksam verfolgt hat, wird sich über die ungemeine Bedeutung, welche die Methode der Maxima und Minima gerade für das physikalische Denken unserer Tage gewonnen hat, nicht im Zweifel befinden.

Dieser so modern gewordene Gedanke nun, demzufolge aus einer unendlichen Fülle bloß „möglicher“ Gestaltungen oder Prozesse, in analoger Weise, eine einzige individuell bestimmte Existenz durch Rechnung, als den Extrembedingungen genügend, ausgesondert wird, hatte Leibniz in tiefster Seele erregt, und unter diesem Eindruck hat er damals an Johann Bernoulli geschrieben, diese Ideen hätten ihn „angezogen wie der Apfel die Eva“. Nichts erscheint mir darum natürlicher, als daß er geneigt war, diesen gleichen, ihm so fruchtbar erscheinenden Gedankengang, in einem analogen Sinne, auch auf das Universum als ein Ganzes anzuwenden; daß er sich also frug, ob nicht das uns bekannte, individuelle Weltall, wenn man es nur als einen besonderen Fall unter einer unendlichen Mannigfaltigkeit anderer, gleich möglicher Welten betrachtet, aus dem Grunde das einzig zur wirklichen Existenz gelangte sei, weil nur dieses und kein anderes den mathematischen Bedingungen für einen Extremwert entspreche, weil nur gerade diese, die wirk-

lich gewordene Welt, ein Maximum von „Güte" darstelle, also den System-Begriffen der Zweckmäßigkeit und der Angemessenheit an die oberste Einheit des Denkens entspreche; so etwa, wie die analytische Mechanik die Gestalt der Kettenlinie aus der Forderung ableitet, sie solle jene Verbindungslinie zwischen zwei Aufhängepunkten sein, bei welcher der Schwerpunkt tiefer liege als bei jeder anderen sonst möglichen von gleicher Länge; daß also alle individuellen Bildungen der Natur nach der Analogie jener „Isoperimeter-Probleme" zustandekommen, wie sie schon die antiken Mathematiker: Perseus, Zenodorus und Pappus, behandelt hatten.

Wie sehr übrigens Leibnizens Idee, alle individuelle Gestaltung des Weltalls und der Naturvorgänge aus einer allgemeinen Maximal- und Optimal-Bedingung herzuleiten, bereits einen der Grundgedanken des Darwinismus vorwegnimmt, die berühmte Theorie des *„survival of the fittest"*, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Hat man es doch hier, bei Leibniz, mit nichts anderem zu tun als mit der Forderung des *„survival of the fittest universe"*, aus welcher sich, wie von selbst, alle wirklichen, individuellen Naturgestaltungen ergeben sollen. Leibniz, der ja schon in seiner Jugend unter schweren seelischen Kämpfen die „substantiellen Formen" des Aristoteles verworfen hatte, war immer mehr dahin gelangt, das Universum ganz im Sinne der analytischen Mechanik zu betrachten, ja er sprach sogar die Ansicht aus, daß „alle die verschiedenen Klassen von Wesen, deren Inbegriff das Universum ausmacht, in den Ideen Gottes, der ihre wesentlichen Abstufungen distinkt erkennt, nur ebensoviele Koordinaten ein- und derselben Kurve sind". Und der gleiche Gesichtspunkt der eindeutigen Bestimmtheit alles Seienden durch mathematische Bedingungen sollte, seiner Meinung nach, auch die sittliche Welt beherrschen; auch das „Reich der Gnade" und die „Gnadenwahl" müsse man sich, was ihre tief verborgene, innere Gesetzlichkeit betrifft, durchaus nach der Analogie der notwendigen Verwirklichung eines „Extremwertes", in diesem Falle eines „Maximum von Güte", als den Ausdruck der „Ehre Gottes", einer transzendenten göttlichen Gerechtigkeit, vorstellen.

Was aber Leibniz dabei unter „Güte" verstanden wissen will, scheint mir aus diesen Sätzen nicht mit voller Klarheit hervorzugehen: man wird sich darunter nicht allein die Gerechtigkeit als die „Liebe des Weisen" zu denken haben, sondern vielmehr auch die Angemessenheit an einen vorausgesetzten allweisen Zweck, an eine oberste System-Idee; daß also den Dingen und ihren Veränderungen, ebenso wie auch allen menschlichen Handlungen, ihre ihnen einzig zukommende und angemessene Stellung in dem System alles Seienden zukomme. Und darum werden auch die Bewegungs-

gesetze als diejenigen angesehen, welche der Weisheit Gottes als die „passendsten“ erschienen waren und aus diesem Grunde gewählt worden sind. Die Notwendigkeit der Naturgesetze wird also bei Leibniz auf ihre Bedeutung in dem Systembau der einander übergeordneten Zweckmäßigkeiten gegründet, und erst durch dieses Sicheinfügen in den Plan einer allgemeinen Welt-Harmonie, in diesen teleologisch gedachten Aufbau, verlieren die Dinge die ihnen sonst unvermeidlich anhaftende „Zufälligkeit“, verliert das Universum den Charakter der *„Contingentia mundi“*.

In diesem Zusammenhang spricht Leibniz gelegentlich auch von der Weisheit Gottes, die man „in der besonderen mechanischen Struktur bestimmter Körper stets anerkannt habe, und welche sich wohl auch in der allgemeinen Verwaltung der Welt und in der Verfassung der Naturgesetze offenbare“. Diese Ordnung des Universums aber muß jederzeit in Einklang mit den „ewigen Wahrheiten“ stehen, oder vielmehr mit jenem in sich zusammenhängenden System theoretischer Erkenntnisse, welches erst in seiner Totalität den eigentlichen, unendlichen Wahrheitsbegriff darstellt.

So angesehen, erschien mir der „Sinn“, den wir einem einzelnen Ding, einem Geschehen oder einer Handlung zuschreiben, wiederum nur als eine neue Art der „Abbildung“, indem ich darin den individuell-monadischen Reflex, ein „lebendes Spiegelbild“ von der gesamten systematischen Gliederung des Universums in einem einzelnen Objekt zu erkennen glaubte. Und im Hinblick auf diese universale System-Abbildung und „Konzentration“ in einem Gegenstande erhielt nun alles individuelle, einzelne Sein für mich den Charakter des Symbolischen, wurde „alles Vergängliche nur ein Gleichnis“.

Die Arche Noah

Je mehr ich nun bemüht war, mich in die berückende Gedankenwelt der Leibnizschen Philosophie zu vertiefen und mich jener wundervollen, von Herder als dem „Monadenpoem“ hoch gepriesenen Vision zu nähern, desto drängender wurde auch das Verlangen, über dessen Urheber und über die seelischen Voraussetzungen, unter denen es entstanden war, möglichst viel zu erfahren.

Leider aber sind die vorhandenen Angaben und Quellen einem solchen Unternehmen keineswegs günstig.

Es gibt zwar eine beträchtliche Anzahl von Lebensbeschreibungen des Philosophen, wie auch verschiedene autobiographische Aufzeichnungen und Korrespondenzen; gerade über sein eigentliches, verborgeneres inneres Leben, über seine frühe Kindheit, seine Beziehung zu Eltern und Geschwistern, sowie über seine Entwicklung zum Jüngling, liegen uns jedoch nur sehr

spärliche und dürftige Mitteilungen vor, so daß man sich gezwungen sieht, sich an seine Werke selbst zu halten, um aus diesen gewisse Rückschlüsse auf die Art und die Motive ihres Entstehens zu ziehen und das Fehlende, so gut es eben geht, zu erraten.

Aus den uns vorliegenden Berichten geht nun hervor, daß Leibniz von allem Anfang an ein Wunderkind gewesen ist, daß sein Vater, ein hochangesehener Rechtsgelehrter, Notar und Professor der Moral an der Universität Leipzig, die ungewöhnlich gewaltige Begabung seines Sohnes schon sehr früh richtig erkannt hatte und daß er, in einer Art religiöser schwärmerischer Verehrung für seinen Sohn, die kühnsten Hoffnungen auf dessen glanzvolle Zukunft gesetzt hatte, daß er aber gestorben ist, als der Knabe sechs Jahre alt war. Über Leibnizens Mutter ist gleichfalls nur wenig bekannt, was tiefere Aufklärung bringen könnte.

Zu den ersten starken Eindrücken des Kindes sollen, seinen eigenen späteren Mitteilungen zufolge, die mancherlei Erzählungen historischen Inhaltes gehört haben, welche ihm von seinem zärtlich um ihn und seine geistige Entwicklung besorgten Vater mitgeteilt worden sind; auch die erste Lektüre hatte er unter dessen kundiger Leitung begonnen und die für ihn ausgewählten Bücher sind für sein ganzes ferneres Leben bedeutungsvoll geblieben.

Welchen Einfluß später dann die Mutter auf seine weiteren Schicksale ausgeübt hat, wie stark er an ihr gehangen, über dies alles ist nichts Näheres zu erfahren; man weiß nur, daß sie das von dem Vater mit solcher Inbrunst und so verheißungsvoll begonnene Erziehungswerk mit der größten Hingabe fortgesetzt hat und daß sie, die Tochter eines sehr angesehenen, streng gläubigen Leipziger Professors der Rechte, stets bemüht war, ihre tief-religiösen Gefühle und ihre sittlichen Grundsätze auf den Sohn zu übertragen.

Was nun Leibnizens weitere Entwicklung betrifft, so scheinen es mir besonders zwei Umstände gewesen zu sein, welche von allem Anfang an entscheidend auf ihn eingewirkt haben. Vor allem eine starke, sein ganzes Wesen beherrschende Bindung an den allzufrüh dahingegangenen Vater und daher die unbestimmte Sehnsucht nach einem väterlichen, gerechten, strengen und auch gnädig belohnenden Beschützer, dem er sich willig in liebevoller Ergebung unterwerfen könne.

In späteren Jahren hat sich Leibniz einmal über die Anfänge seiner geistigen Laufbahn geäußert. In jener Schrift, welche er unter dem bedeutungsvollen Pseudonym „Guilielmus Pacidius“ herausgegeben hat, spricht er von sich selbst als von „Wilhelm Pacidius, einem Deutschen von

Geburt, aus Leipzig, der den Vater, den Führer seines Lebens, zu früh verloren hatte". Für die sein ganzes Leben beherrschende Sehnsucht nach väterlichem Schutz glaubte ich insbesondere in einer Stelle aus seinen Mitteilungen eine Bestätigung zu finden. Dort erzählt er, wie er bald nach dem Tode seines Vaters von einem unstillbaren Wissensdurst überfallen worden, und wie er es endlich, etwa acht Jahre alt, erreicht hatte, daß ihm der Zutritt zur väterlichen Bibliothek gestattet werde.

Und wie einst Augustinus durch die zarte Stimme eines singenden Kindes, das immer wieder die Worte: *Tolle, lege!* ausrief, zur inneren Umkehr und Bekehrung gebracht worden, so hätte auch er eine innere, eine „höhere Stimme" in sich zu vernehmen geglaubt, die ihm wiederholt die gleichen Worte: „*Tolle, lege!*" „Nimm und lies!" zuzurufen schien.

Ich glaube, man wird mit Recht in dieser „höheren Stimme" ein Echo von der des verstorbenen Vaters vermuten dürfen; und diese Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn man sich erinnert, daß der Knabe diese Worte zu vernehmen meinte, als er eben begonnen hatte, sich nach des Vaters Tode in der ihm nun zugänglich gewordenen, längst vertrauten väterlichen Bibliothek tagelang in die Schriften antiker Klassiker zu vergraben.

Das sich hierin äußernde Verlangen, des Beistandes eines weisen und mächtigen väterlich sorgenden Beschützers teilhaftig zu werden, wird erst ganz verständlich, wenn man an die furchtbaren sozialen und die politischen Zustände denkt, unter welchen Leibniz, ebenso wie die ganze übrige Menschheit, damals zu leben und zu leiden hatte.

Denn die Nöte jener Zeit sind schrecklich gewesen. Der dreißigjährige Krieg war noch nicht beendet, als Leibniz zur Welt kam, und seine Jugend fiel in eine Epoche, erfüllt von Wirrsal und düsterem Elend; auch während seines ganzen späteren Lebens gab es Kriege, die fast ununterbrochen fortdauerten.

Zerstörungen, Mordbrennereien, Plünderungen, Hungersnöte und Krankheiten haben zu jener Zeit ganz Mittel-Europa in ein rauchendes Trümmer- und Leichenfeld verwandelt.

Wie hätte nun gar ein Kind von so lebendigem Gefühl und so gewaltiger Begabung wie der kleine Leibniz, noch dazu ein Knabe, der seinen Vater so früh verloren hatte, durch alle diese Gräuel nicht im Innersten erschüttert und geängstigt werden sollen? Und so kam es, daß er schon in jungen Jahren, eben in jenen unter dem Namen Pacidius herausgegebenen Schriften sich in einer „*Synopsis ad publicam felicitatem*" und „*plus ultra*" mit den Möglichkeiten eines allgemeinen, ewigen Völkerfrie-

d e n s beschäftigte, und daß er über die Mittel nachsann, wie man zu einem solchen gelangen könnte. Und gerade von da aus, aus dieser schmerzlichen Sehnsucht nach Frieden und Geborgenheit kann man den anderen, sein ganzes Leben und seine gesamte Philosophie beherrschenden Grundgedanken herleiten.

Als die erste Voraussetzung, um zu einer neuen, höher gearteten, friedlichen und über alle Gegensätze hinaus geeinten universellen Menschheit zu gelangen, erschien ihm damals eine neuartige, allgemeine Erkenntnis, vermittelt durch eine allen Völkern in gleicher Weise unmittelbar einleuchtende und verständliche Universal-Sprache und Schrift, ein *„lingua characteristica universalis“*, deren sich die Menschen in Zukunft bedienen sollten. Eine solche tief logisch fundierte Universal-Sprache war ihm schon in seiner Knabenzeit als ein hehres Ideal erschienen, und er hat auch später noch versichert, diese Erfindung sei „wichtiger als die Erfindung der Mikroskope, der Teleskope und der Magnetnadel“, sie werde „das menschliche Wissen ins Ungemessene erweitern, sie werde ein Mittel sein, um aller menschlicher Barbarei ein Ende zu bereiten und eine höhere Sittlichkeit, Religiosität und Tugend“ herbeizuführen; ja auch „Freundschaft und Gesundheit“ werde dadurch neu aufblühen, so daß die Menschheit ganz von selbst zu einem Völkerfrieden kommen werde.

Schon Amos C o m e n i u s, das ehrwürdige Haupt der Böhmischen Brüdergemeinde, der ja die Schrecken des dreißigjährigen Krieges genügend kennen gelernt hatte, war längere Zeit vor Leibniz ähnliche Wege gegangen. Auch Comenius hatte darüber gegrübelt, wie man zu einem ewigen Völkerfrieden gelangen könnte, und gehofft, dies durch ein besonderes *„studium irenicum“* erreichen zu können; auch er hatte sich, ebenso wie Leibniz, von einer Universal-Wissenschaft und einer „Weltakademie“, von seiner „Pansophia“, der „Wissenschaft der Wissenschaften“ und einer aus dieser hervorgehenden Universalsprache unendlich viel für die geistige Harmonie und den Frieden zwischen den Völkern versprochen.

Man weiß ja, wie stark Leibniz schon in früher Kindheit von Comenius beeinflußt worden ist, und man kann sich leicht denken, welche tiefen Eindrücke er dann von dessen wundervollen Trostschriften: „Über das Zentrum der Sicherheit“, über „das Labyrinth der Welt und das Paradies des Herzens“, oder etwa von der Schrift über „Gott, die unüberwindliche Burg“ empfangen haben mochte.

In Leibniz, für den die h ö c h s t e G e r e c h t i g k e i t gleichbedeutend war mit einer „der Weisheit konformen Liebe“, und für den lieben so viel war als „sich über das Glück eines Anderen freuen“, mußte sich natürlich alles

gegen die endlosen Greuel aufbäumen, von denen jene Zeit erfüllt war, und die Wege, welche er, in seiner tiefen Sehnsucht nach eigener Harmonie und Geborgenheit, ebenso wie nach dem ewigen Frieden der Menschheit, einzuschlagen gedachte, sind für sein ganzes ferneres Sein und Denken entscheidend geworden; sie haben ihn auch die Richtung gewiesen, welche zu seiner Philosophie, zu seiner unsterblichen Monadenlehre, und zugleich auch zu seinen großartigen mathematischen Entdeckungen hingeführt haben.

Wissen wir doch, daß aus den Studien zur *„Characteristica universalis"* seine mathematischen Arbeiten, von der *„ars combinatoria"* bis zur Begründung der Differentialrechnung, hervorgegangen sind, und daß ihn die Suche nach einem allen Gefahren und dem Tod entrückten, tieferen organischen Leben allmählich und schrittweise zu seiner Monadologie hingeleitet haben.

Es ist, als hätte ihn, auf allen diesen Wegen seit den Einflüssen aus der Kindheit, die väterliche Leitung und die innere, „höhere Stimme" des *„Tolle, lege!"* abermals begleitet und gefördert, jene Stimme, die er schon damals, in der väterlichen Bibliothek zu vernehmen geglaubt hatte. „Noch als Kind lernte ich den Aristoteles kennen", hat er in hohem Alter einmal an Nicolas Remond von Montmort geschrieben, „und selbst die Scholastiker schreckten mich nicht ab, was ich auch heute nicht bedauere".

Auch erinnert er sich noch deutlich, wie er dann, fünfzehn Jahre alt, in der Einsamkeit eines Wäldchens nahe bei Leipzig über die Lehren des Aristoteles gegrübelt hat.

Daß also später im Leben und Denken von Leibniz, außer Plato und Plotin, insbesondere Aristoteles eine so große Rolle gespielt hat, kann nicht Wunder nehmen.

Von Aristoteles stammten seine logischen Theorien der Praedicamente, welche ihn dann zur *„Characteristica universalis"* hingeführt und die logischen Grundlagen seines ganzen Systems gebildet haben; von Aristoteles hat er den ursprünglich auf Platons Ideenlehre zurückweisenden Begriff der „substantiellen Formen" und den der „Entelechie" übernommen, ohne welche die Monadenlehre nicht denkbar wäre, und von Aristoteles stammt der Gedanke eines universalen Welten-Systems, an dessen Spitze der göttliche „unbewegte Beweger" steht. Auf den unablässig nach Schutz und Frieden ausblickenden Leibniz mußte die väterliche Rolle des dem Universum unendlich überlegenen „unbewegten Bewegers" eine gewaltige Anziehung ausüben. Dazu aber kamen noch andere Grundmotive der aristotelischen Philosophie, welche seiner Sehnsucht und seinem tiefen Friedensbedürfnis ungemein entgegenkamen. Vor allem die Theorie von dem „heimatlichen Ort", welcher jedem Ding im Universum zukomme, von dem es ursprünglich her-

stamme und zu welchem es schließlich — εἰς τὸν οἰκεῖον τόπον — wieder zurückzukehren strebe, bis es endlich zur Ruhe in dem unbewegten Beweger gelangt sei.

Und ganz analog die aristotelische Lehre von den „substantiellen Formen“; daß alle gegenständlichen Gestalten immer nur als eine Art von Verzerrung anderer zu betrachten seien, der ursprünglichen, ewigen „substantiellen Formen“, welche erst infolge ihres Zusammentretens, eines σύνοδος mit dem Stoff, für uns erkennbar werden. Und ein jedes, solcherart seiner ursprünglichen substantiellen Form entfremdetes Ding strebt nun danach, zu ihr zurückzukehren. Alle dabei erreichten Gestalten betrachtet Aristoteles darum immer nur als vorläufig, und ein jedes Geformte bildet stets wieder den Stoff für höhere Formen; die Stufenreihe des Seins kommt aber, indem sie sich immer mehr über den ungeformten Stoff erhebt, in ihrem Aufstieg erst in der Gottheit, in dem „unbewegten Beweger“ zu ihrem letzten Abschluß.

In diesem Sinne betrachtet, erscheint nun bei Aristoteles jegliches Geschehen als ein Nachhausekommen, als eine Rückkehr aller Dinge zu ihrem „heimatlichen Ort“ und zu ihrer ursprünglichen, reinen substantiellen Form.

Man weiß, wie gewaltig der Eindruck gewesen ist, den Leibniz schon in früher Jugend von allen diesen Ideen erhalten hatte, und daß er dann, nachdem er mit sich zu Rate gegangen war, ob er die substantiellen Formen des Aristoteles behalten solle, sich schließlich, nach harten Kämpfen, doch gegen diese und für eine mechanistische Weltauffassung entschieden hat: „Der Mechanismus gewann die Oberhand und führte mich der Mathematik zu“, heißt es in dem Brief an Remond.

Aber in späteren Jahren, als ihm das Alter nahte, begann die aristotelische Welt seiner frühen Jugend wieder neue Macht über ihn zu gewinnen, und so hat er immer mehr dem geheimen Zuspruch jener Stimmen aus den Tagen der Kindheit Gehör geschenkt. Dadurch aber sind ihm nun ganz neue Wege zu einer lebensvollen Naturbetrachtung erschlossen worden: die Ideen des die Zukunft vorwegnehmenden „Strebens“, der „derivativen“ Kräfte und der auf das engste damit zusammenhängende, neue Gedanke der organischen Entwicklung, welche beide zu einer tieferen Begründung des Monadensystems führen sollten.

Sie weisen insgesamt auf die aristotelischen Gedanken von dem „heimatlichen Ort“ und den „substantiellen Formen“ zurück, die nun, durch Leibnizens neue Einblicke, eine ganz unerwartete und überraschende Bestätigung zu finden schienen.

Später ist ja auch Kant dem Zauber dieser antiken Vorstellungen unterworfen gewesen, und außer Platons Ideenlehre dürfte deren erwähnte Um-

gestaltung durch Aristoteles bei dem Grundentwurf seiner Ethik sowohl, wie auch bei seiner Philosophie des Organischen, eine entscheidende Rolle gespielt haben. Denn hier wie dort ist es der Begriff der systematischen Einheit und die Idee, alles Seiende unter dem Gesichtspunkt eines Systems von Zwecken zu betrachten; und diese Gedanken sind es, welche den Abschluß des Kantschen Kritizismus bilden. Was sind aber diese obersten Systemausblicke, diese ewig zukünftigen „unendlichen Aufgaben" anderes als eine Art von „heimatlichen Orten" und von „substantiellen Formen" sowie das „Hinstreben" zu ihnen?

In einer weniger bekannten kleinen Schrift „Über Philosophie überhaupt" aus dem Jahre 1794 bespricht Kant den Charakter der teleologischen Urteile, der darin zu erblicken sei, daß sie „den Begriff eines Naturproduktes nach dem, was es ist", mit dem vergleichen, „was es sein soll". „Aber von einem Produkte der Natur zu denken, daß es etwas hat s e i n s o l l e n, und es danach zu beurteilen, ob es auch wirklich so sei", enthalte schon die Voraussetzung eines Prinzips, welches aus der Erfahrung nicht hätte gezogen werden können; denn diese lehre nur, was die Dinge sind, nicht aber, was sie sein sollten.

Also auch hier ist es die Forderung eines Prinzips, demzufolge dem σύνοδος mit dem Stofflichen die reinen „substantiellen Formen" imperativ, als „unendliche Aufgaben", entgegengehalten werden.

Wer mit der Psychoanalyse unserer Tage vertraut ist, dem braucht nicht erst in Erinnerung gerufen zu werden, daß wir es bei den erwähnten Vorstellungen des Aristoteles mit der vermutlich ältesten Darstellung des psychischen Regressions-Phänomens zu tun haben, und es wäre sicherlich eine dankbare Unternehmung, diesen Zusammenhängen weiter nachzuforschen.

Was nun aber Leibniz und seinen eigentümlichen Entwicklungsgang betrifft, so ist es sehr merkwürdig und bedeutungsvoll, daß er gerade zu jener Zeit, da er durch seine mathematischen Arbeiten immer mehr zu Betrachtungen über das Verhalten der Kurven in ihren kleinsten Elementen, zu seiner „Grenzmethode" und zum Rechnen mit den Differentialen gelangt war; als er immer mehr in dem Unendlichkleinen den Sitz des Realen, der Tendenz, des Strebens und der Kraft zu erkennen glaubte, auch von einer ganz anderen Seite her auf das verborgene Leben in den kleinsten, in den unendlich kleinen Gebieten der Natur, hingewiesen wurde, und daß er solcherart in seinem Lieblingsgedanken, „daß die Gegenwart mit der Zukunft schwanger gehe, daß jede Substanz in ihrem jetzigen Zustande alle künftigen Zustände ausdrücken müsse", neu bestärkt worden ist.

In London nämlich, wohin er im Januar 1673 von Paris aus gereist

war, erfuhr er von den neuen großartigen mikroskopischen Forschungen des genialen Robert Hooke, und in dem gleichen Jahre wurde er mit den aufsehenerregenden Entdeckungen Anthony van Leeuwenhoeks bekannt, aus welchen ihm die allgemeine Beseeltheit und die Keimkraft der gesamten Materie hervorzugehen schien.

Also auch von der biologischen Forschung her schien sich zu ergeben, daß das wahre Leben in den allerkleinsten Schlupfwinkeln der Natur verborgen, aber dort, gerade wegen seiner unbeschränkten Kleinheit, gegen Gefahren, gegen Tod und Vernichtung, wohl geschützt sei.

„Hat man einmal erkannt", schreibt Leibniz später einmal, im Jahre 1687, an den berühmten Jansenisten Antoine Arnauld, „wie die Experimente Leeuwenhoeks uns gezeigt haben, daß es fast eine Unendlichkeit kleiner Tiere in den winzigsten Wassertropfen gibt, so wird man nichts Seltsames darin finden, daß die Materie überall von beseelten Substanzen erfüllt ist, ja, daß selbst in der Asche noch etwas Beseeltes fortbesteht, und daß das Feuer ein Tier zwar umgestalten und es auf einen kleineren Umfang zurückführen, nicht aber es gänzlich vernichten kann."

Auch auf die Umformungen der Insekten und anderer Tiere, „welche von den ausgezeichnetsten Beobachtern unserer Zeit entdeckt worden sind", auf die Forschungen von Swammerdam und Malpighi, beruft sich Leibniz, um zu zeigen, wie das Prinzip der Metamorphose, der Entelechie und der keimhaften Entwicklung die ganze Natur, alle Materie, im Innersten bewege und beherrsche, und wie deren Sitz in den unendlich klein zu denkenden Konzentrationen des Universums, in den Monaden, zu suchen sei. Und darum seien auch Wachstum, Zeugung, Geburt und Tod gleichfalls nichts weiter als organische Verwandlungen; es gebe „keinen noch so winzigen materiellen Teil, in welchem nicht eine Welt unenendlich vieler Geschöpfe vorhanden wäre". In den Tiefen des Unendlichkleinen sei also das Leben in seiner Ganzheit unverlierbar geborgen, dort könne es von der Auflösung und der Vernichtung unter keinen Umständen erreicht werden.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dem von Leibniz stark beeinflußten S w e d e n b o r g auch in der Deutung, die er in den „Arcana coelestia" von der Sintflut und der Arche Noah gegeben hat, der gleiche Grundgedanke vorgeschwebt hat, der Leibniz so sehr beschäftigt hatte: daß es ein materielles Refugium des Lebens gebe, wo dieses, gegen alle Stürme und Gefahren geschützt, die schlummernden Keime für alle Zukunft zur Entfaltung bereit halte.

Die Symbole für die mikrokosmische Geborgenheit des keimenden Lebens und des Universums sind mannigfaltig, und sie reichen bis in die Urzeit der menschlichen Kultur zurück; sei es nun die g e s c h l o s s e n e

Schachtel oder Kiste, die Arche Noah, oder das sich öffnende Kästchen, sei es die „Hiranya Garbha" der alten Inder, der „goldne Uterus" des Weltalls, oder der „Sarg" des Osiris, oder das auf dem Wasser treibende „Kästlein von Rohr" mit dem Moses-Säugling darin: immer wieder ist es das gleiche Bild des im Innersten der Materie verschlossenen Lebens, das sich zu seiner Befreiung und zur Entfaltung zum Lichte durchringt.

Auch Goethe ist von dieser Symbolik mächtig ergriffen worden, und wir finden das Bild des geheimnisvollen „Kästchens" immer wieder in seinen Werken.

Im „Wilhelm Meister" taucht es auf, besonders in der lieblichen Erzählung von der „Neuen Melusine"; aber besonders deutlich und mit emphatischer Betonung in „der Zauberflöte zweitem Teil", wo der Neugeborene in einem goldenen Sarg ruht, in welchem er gegen alle auf sein junges Leben zielenden tückischen Angriffe feindlicher Gewalten geschützt ist:

Es drohen die Speere,
Die grimmigen Rachen,
Und drohten mir Heere
Und drohten mir Drachen;
Sie haben doch alle
Dem Knaben nichts an.

Auch in der geplanten Fortsetzung zu dem Festspiel „Pandora" sollte ein Kästchen, die „Kypsele", eine bedeutungsvolle Rolle spielen, und auch dieses Kästchen öffnet sich zum Schluß, ebenso wie dies in der Zauberflöte geschieht, wo in der letzten Szene „der Deckel des Kastens aufspringt", um das darin geborgene Leben, den Genius, in Freiheit zu setzen.

Wie weit Goethe bei der Erfindung dieser Episoden, ähnlich wie bei seinen Metamorphosen-Theorien, von Leibniz und der Monadenlehre beeinflußt war, wage ich nicht zu entscheiden. Sicher ist jedenfalls, daß er, ebenso wie Leibniz, von der Vision eines innerlichen Lebens der Materie erfüllt war, und daß er immer bemüht gewesen ist, es nicht nur „am farbigen Abglanz" zu erkennen, sondern auch in seine dunklen Tiefen, in das Reich der „Mütter" und der „Schwangerschaft mit der Zukunft" hinabzutauchen.

Und die enthusiastische Liebe zum keimenden Leben, die Leibnizens ganzes Dasein beherrscht hat, erstreckte sich auf Mensch und Tier in gleicher Weise. Welch ein liebliches Bild, wenn wir ihn im Alter, inmitten der Kinder seiner Nachbarschaft erblicken, die er gewohnt war um sich zu versammeln; wie er ihnen von seinem Lehnstuhl aus bei ihren Spielen zusah, um sie dann, mit Zuckerbrot reichlich beschenkt, wieder nach Hause zu schicken. Daß er auch die Tiere geliebt hat, wissen wir insbesondere aus Christian Breithaupts Schrift gegen den Atheismus, der berichtet, Leibniz habe mit großer Bewunderung von dem Bau einer Fliege gesprochen, und dies sei

auch „die Ursache, warum Herr von Leibniz niemals eine Fliege getötet, wenn sie ihn gleich noch so sehr incommodieret hat".

Denn die Kinder und die Tiere und die Pflanzen, die Steine und die Gestirne: sie alle erschienen ihm gleichermaßen als das Fahrzeug zu einer ewig heraufkommenden, ungeheuren Zukunft, der er sich mit freudigem Hoffnungsblick willig überantwortet hat.

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

Freud-Gedenktafel in Freiberg

Am 25. Oktober wurde in Freiberg (Pribor) in Mähren am Geburtshause Sigmund Freuds eine Gedenktafel in Anwesenheit auch vieler auswärtiger Gäste und unter Teilnahme von Vertretern der Behörde usw., in feierlicher Weise enthüllt. Unter den Rednern war auch die psychoanalytische Bewegung vertreten: durch Dr. Max Eitingon, der die Internationale Psychoanalytische Vereinigung vertrat, durch Dr. Paul Federn, der für die Wiener Psychoanalytische Vereinigung sprach, und Dr. Windholz (Prag), der von der bevorstehenden Gründung einer psychoanalytischen Gemeinschaft in der Tschechoslowakei Mitteilung machte. Die Ansprachen von Dr. Eitingon und Dr. Federn geben wir hier wieder.

Rede von Dr. Eitingon

Ich danke den Veranstaltern dieser Feier für die Einladung, an diesem denkwürdigen Akt teilzunehmen. Vielen von uns alten Analytikern war es ein seit langem gehegter stiller Herzenswunsch, das Haus zu sehen, in dem Sigmund Freud geboren wurde, und wenn ich jetzt im Namen des Zentralvorstandes der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung spreche, so ist es im Namen der psychoanalytischen Gesellschaften von Österreich, Deutschland, Ungarn, England, Holland, Schweiz, Rußland und Frankreich, von Psychoanalytikern in Spanien, Italien, Jugoslavien, Bulgarien, Schweden, Norwegen, Finnland und der Tschechoslovakischen Republik, im Namen von Psychoanalytischen Gesellschaften in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, von Brasilien, von Indien und Japan, daß ich dies Geburtshaus Sigmund Freuds grüße und die Einwohner dieser Stadt, die ihren großen Sohn zu ehren wissen.

Er, der in diesem kleinen Haus zur Welt gekommen ist, hat einen gewaltigen geistigen Bau geschaffen. Der Name Freud, den dieses eben enthüllte jüngste Denkmal Ihrer Stadt trägt, ist nicht nur weltumfassend wegen der außerordentlich weiten Verbreitung der Psychoanalyse, sondern weil letztere in bewegendster und aufrührendster, umgestaltendster Weise in die verschiedensten Provinzen der geistigen Welt der Menschen eingegriffen hat. Ausgehend von dem engeren Bezirk der Nervenkrankheiten in einem Zeitpunkt, wo die Alleinherrschaft des anatomisch-physiologischen Gedankens wesentlichen Fortschritt unmöglich zu machen schien, hat der unerschrocken tiefgründige Künder des menschlichen Herzens, die eben sich regende Revolte des Geistig-Seelischen kühnstens zum Prinzip machend, eine seelische Behandlung nervöser und psychischer Zustände geschaffen, die so unerhört zielsicher wurde, weil sie den Mut gehabt hat, das Ohr an das innere Erdreich menschlichen Lebens zu legen und, von keinen vorurteilsvollen Einflüsterungen gestört, gespanntest hinzuhören. In jahrzehntelangem Bemühen erlauschte so Freud die Arbeit des inneren Trieb-Werkes des Menschen, näherte sich jenen ehernen Gesetzen, nach denen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden müssen; nervlich-seelische Krankheit wurde in ihren treibenden und bewirkenden Kräften verständlicher und beeinflußbarer, Schicksal im Charakter deutbar und der Charakter des Menschen aus seiner Geschichte ablesbar. So konnte und mußte aus der Psychoanalyse als seelischer Therapie des seelisch erkrankten Menschen eine neue wirklichkeitsnahe und lebendige Menschenkunde entstehen, die nun systematisch aufhellend in jene Tiefen gelangen konnte, in die vorher nur sporadisch und blitzartig das Seherauge der großen Dichter und Künstler drang. Es ist daher einfach technisch und nicht wertend gemeint gewesen, als ein ebenso bedeutender wie von aller Schultradition unabhängiger Psychiater die psychoanalytische Psychologie Freuds als Tiefenpsychologie bezeichnet hat.

Unaufhaltsam ist der Prozeß der Durchtränkung des Denkens unseres Alltags mit Elementen des Gedankengutes dieser Freudschen Tiefenpsychologie gewesen, und sehr zahlreiche wissenschaftliche theoretische und praktische Disziplinen konnten sich diesem Drängen des neuen Denkens allmählich auch nicht mehr versperren. Ganz entscheidend ist dies bei der Pädagogik, und außerordentlich interessant und fesselnd sind die Versuche der Anwendung der Psychoanalyse auf die Gesellschaftslehre, deren praktisch-politischer Teil ja eine Art Pädagogik der großen kollektiven Individuen ist, Sozialpädagogik.

In seinem weisen letzten Buche über das „Unbehagen in der Kultur" meint Freud, daß nach der so weit gediehenen Vorbereitung durch die Psychoanalyse des Einzelindividuums, trotz aller Erschwerungen letztere Erkenntnisse auf das viel komplexere soziale Objekt anzuwenden, „das Wagnis einer Pathologie der kulturellen Gemeinschaften" gar nicht mehr so unausdenkbar ist. Wir hoffen und wünschen es der gerade jetzt so schwer

leidenden und unglücklichen Menschheit, die ja nicht nur der schnellsten Hilfe dringend benötigt, sondern auch eine tiefer gehende Kur auf lange Sicht braucht, um zu genesen, daß man bei allen Sozialtherapien, die an der Menschheit unternommen werden, an den Erkenntnissen über den Menschen nicht vorübergehe, die Sigmund Freud uns in so reichem Maße geschenkt hat.

Rede von Dr. Federn

Die freundliche Stadt, deren Festgäste wir heute sind, kann sicher sein, daß dieses neugeschmückte Haus nicht nur heute und für jetzt, sondern wohl für ferne und fernste Zeiten Pribor-Freiberg in Mähren berühmt gemacht hat. Dadurch, daß Sie, meine Herren, diese Denktafel stifteten, haben Sie dem an sich unwichtigen Zufall, wo jemand geboren wurde, die Bestimmtheit Ihres Willens hinzugefügt, als Vaterstadt Sigmund Freuds zu gelten, sich zu seiner Ursprungsstätte zu bekennen. Da aber Freud neue Wahrheiten kundgetan hat, welche die ganze Menschheit angehen und noch lange angehen werden, haben Sie eine Ehrenpflicht Freud und Ihrer Vaterstadt gegenüber erfüllt, vor aller Welt und vor kommenden Zeiten!

Ich spreche hier im Namen der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung, die stolz ist, Herrn Professor Freud ihren Gründer und Obmann zu nennen, so wie Sie es sind, daß er ein Kind Ihrer Stadt ist. Wir haben uns zu ihm vor einem Menschenalter bekannt, wie Sie es jetzt getan. Da nun von heute an sein Werk und seine Schule den Ruf und Ruhm Ihrer Stadt erhöhen und verbreiten, bitte ich Sie, einige Sätze zu hören, welche ich im Namen seiner Schüler und Mitkämpfer zu sagen habe.

Die Psychoanalyse ist keine Weltanschauung, sie ist zunächst eine besondere Methode für Natur- und Geisteswissenschaften. Mittels dieser Methode hat Freud und seine Schule das Wissen vom Menschen sehr geändert und mächtig vermehrt. Von den Anwendungsgebieten dieses Wissens haben Sie seitens meiner Herren Vorredner bereits vernommen. So viel aber der Genius dieses Mannes klargestellt und erklärt hat, so viel Heilung dies schon gebracht hat, unendlich viel Forschung bleibt noch für die Psychoanalyse zu beenden und neu zu beginnen. Damit diese Arbeit geschehen könne, mußten Stätten geschaffen sein, in denen die Psychoanalyse, ihre schwer erlernbare praktische Verwendung und das theoretische Wissen, auf das diese praktische Verwendung sich stützt, richtig gelernt, ausgeübt und eingeübt wird.

Aus dieser Voraussicht hat Freud nicht nur seine Zeit Schülern aus allen Ländern der Welt zur persönlichen Lehranalyse gewidmet; er hat auch den um ihn entstandenen Kreis von Anhängern — durch viele Jahre waren wir weniger als die Zahl der Apostel — zur „Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung" erweitert, welche heute als Freudschule in vielen Ländern Amerikas, Asiens und Europas wirkt. Jedes neue Lehr- und For-

schungszentrum ist so entstanden, daß die ersten Mitglieder vorher Schüler und Mitglieder der schon vorhandenen Vereinigungen waren. Ich hoffe, daß diese Feier in Ihrem Land den Anstoß gebe, daß sich Männer und Frauen der Psychoanalyse widmen.

Sie werden in dem Lehrinstitute Wiens und in gleicher Weise in den anderen Städten (Berlin, London, Zürich, Budapest, Paris) freundliche Aufnahme finden. Wir Freudschüler haben vom Meister nicht nur seine Wissenschaft zu lernen gehabt, sondern auch den großen Eindruck erlebt der Einheit von Mann und Werk. Sein Lebenslauf wird für alle werdenden Menschen ein Vorbild dafür sein, daß das Suchen und Aussprechen der Wahrheit ohne Kompromiß und ohne Sucht nach Erfolg und rascher Anerkennung der einzig richtige Weg zum wahren Erfolg ist, wohl nicht immer im Leben, aber immer im Wirken.

Freuen wir uns, daß Freud es erlebt hat, daß die Menschheit beginnt, in ihrem Verständnis ihm, der so weit voraus war, nachzukommen. Diese Feier ist ein Beweis dafür, und so danken wir, seine Freunde und Schüler, Ihnen allen für diese Freude.

*

Professor Freud hatte einen Brief an den Bürgermeister von Freiberg gerichtet. Im Rahmen der Enthüllungsfeier verlas Anna Freud den

Brief von Professor Freud:

Ich danke dem Herrn Bürgermeister der Stadt Pribor-Freiberg, den Veranstaltern dieser Feier und allen Anwesenden für die Ehre, die sie mir erweisen, indem sie mein Geburtshaus durch diese Gedenktafel aus Künstlerhand auszeichnen. Und dies schon zu meinen Lebzeiten und während die Mitwelt in der Würdigung meiner Leistung noch nicht einig ist.

Ich habe Freiberg im Alter von 3 Jahren verlassen, es mit 16 Jahren als Gymnasiast auf Ferien, Gast der Familie Fluß, wieder besucht uud seither nicht wieder. Vieles ist seit jener Zeit über mich ergangen: ich habe viel Mühe gehabt, manches Leid erfahren, auch Glück und einigen Erfolg, wie es sich eben im Menschenleben vermengt. Es wird dem nun 75jährigen nicht leicht, sich in jene Frühzeit zu versetzen, aus deren reichem Inhalt nur wenige Reste in seine Erinnerung hineinragen, aber des einen darf ich sicher sein: tief in mir überlagert, lebt noch immer fort das glückliche Freiberger Kind, der erstgeborene Sohn einer jugendlichen Mutter, der aus dieser Luft, aus diesem Boden die ersten unauslöschlichen Eindrücke empfangen hat. So mag es mir vergönnt sein, mit einem herzhaften Glückwunsch für diesen Ort und seine Bewohner meine Danksagung zu beschließen.

Eigentümer und Verleger:
Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien, I., Börsegasse 11
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11
Druck: Johann N. Vernay A.-G., Wien, IX., Canisiusgasse 8—10

Register zum III. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis des III. Jahrgangs

Seite

DAS ECHO DER PSYCHOANALYSE

NEUE BÜCHER